3. Juliheft 1962 29

ZB
ZEIT IM BILD

Ernst Schröder

Brigadier der großen Hände?

Eine Diskussion wert:

Kein Walzer von Strauß – ein Hammelsprung gegen Strauß

Die Zeit des Sommerurlaubs ist da. Aber der korrupte Kriegsminister Strauß wird in diesen Tagen, da im Bonner Bundestag Ferienstille herrscht, kaum Lust verspüren, irgendwo im Urlaub Walzer zu tanzen. Vielmehr wird der antibolschewistische Zweizentnermann sich in seiner Münchner Anderthalbmillionenvilla besorgt Gedanken über die Folgen des unerwarteten Hammelsprungs machen, der ihm die soeben erst mühsam wiedererworbene Ruhe nahm.

Man erinnert sich des Beginns des Skandals. Es ist erst wenige Monate her, als ruchbar wurde, wie sich der hemdsärmlige Münchner mit einem gewissen Herrn Schloß geschäftlich liiert hatte. Schloß, eine gerichtsnotorisch fragwürdige Figur, ein Hochstapler, wie sie Westdeutschland in den Jahren unter Adenauer zu Dutzenden und Hunderten hervorgebracht hat, wies kurz nach der Besprechung mit Strauß im USA-Kriegsministerium ein Straußsches Empfehlungsschreiben vor, aus dem hervorging, daß die Amis gut daran täten, den Bau ihrer Kasernen auf westdeutschem Boden dem „Architekten" Schloß anzuvertrauen. Schloß hatte sich ausgerechnet, daß an diesem Geschäft 90 Millionen Westmark zu verdienen waren. Von diesen 90 Millionen sollte der Bonner Kriegsminister als Entgelt für die dem Habenichts Schloß erwiesene Gefälligkeit, ihn den Amis als ehrbaren Geschäftsmann empfohlen zu haben, den fetten Happen von 25 Prozent, also das runde Sümmchen von 22,5 Millionen Westmark abkriegen. Was an im Faksimile abgebildeten Dokumenten über die Geschäfte des bajuwarischen Gschaftlhubers Strauß an die Öffentlichkeit gelangte, hätte nach Meinung einfacher und ehrlicher Leute eigentlich ausreichen müssen, den korrupten Parteigänger Adenauers aus Amt und Würden in Regierung und CDU/CSU zu jagen. Aber, um ein bekanntes Wort abzuwandeln: So schnell schassen die Preußen (in Bonn) nicht. Je mehr alte braune Flecken dort einer auf der Weste hat und je mehr frischen Dreck dazu, um so unentbehrlicher ist er dem alten Mann in Bonn, der sich bemüht, nach Hitler als der zweite große Verderber Deutschlands in die Geschichte unseres Volkes einzugehen.

Deshalb kam Strauß nicht vor Gericht. Man mußte ihn reinwaschen. Dazu mußte ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß her. Man weiß, wie das dann geht. Auch im Fall Strauß war es ein Ausschuß, der „untersuchen" sollte, aber nichts feststellen durfte, was nachteilig für den Gauner im Bonner Kriegsministerium war. So kam, was kommen mußte. Der Ausschuß wurde gebildet, zum Vorsitzenden wurde ein strammer CDU-Mann, ein Herr Hoogen, bestimmt. Die Einsetzung des Untersuchungsausschusses war eine Farce. Noch mehr war es seine Art – gegen den vorgeblichen Widerstand des korrekten Dr. Heinemann –, die Zeugen zu „vernehmen". Jeder Zeuge, der über Strauß' Geschäfte Bescheid wußte, erklärte dumm oder frech grinsend, daß er sich an nichts erinnere. Das war kein Ausschuß, der aufklären, sondern ein Ausschuß der die kriminellen Delikte des kriegerischen Schreihalses verdunkeln sollte. CDU-Barde Hoogen, der Vorsitzende, machte, was Strauß wollte, ganz zu schweigen von den „Zeugen", die Strauß aus seinem Ministerium heranholte und zur Entlastungsoffensive antreten ließ. Mit dieser Mannschaft konnte der Oberbefehlshaber Strauß ebenso zufrieden sein wie mit Herrn Hoogen. Jede Ausschußsitzung bewies: Strauß' Endsieg war nahe.

Als der christdemokratische Bundestagspräsident Dr. Gerstenmayer dann in der letzten Bundestagssitzung die Brille auf seiner Nase zurechtrückte und Herrn Hoogen in Sachen Fibag-Strauß ans Rednerpult befahl, schien alles für Strauß gelaufen zu sein. Daher wohl tat der Kriegsminister unbeteiligt und markierte Ruhe und gutes Gewissen. Die christdemokratischen Ministerkollegen gönnten ihm ab und zu einen aufmunternden Blick. Der alte Parteiboß war die ruhige Sicherheit selbst. Im Schutz dieser moralischen Deckung der Ministerkollegen des dicken Bayern auf der Ministerbank mühte sich Herr Hoogen –, weniger redlich, dafür mehr rhetorisch –, das Seine für den betrügerischen Freund des betrügerischen „Architekten" Schloß zu tun. Er empfahl die Annahme des mit Mehrheit gefaßten Beschlusses, wonach Strauß sich keines Vergehens schuldig gemacht habe.

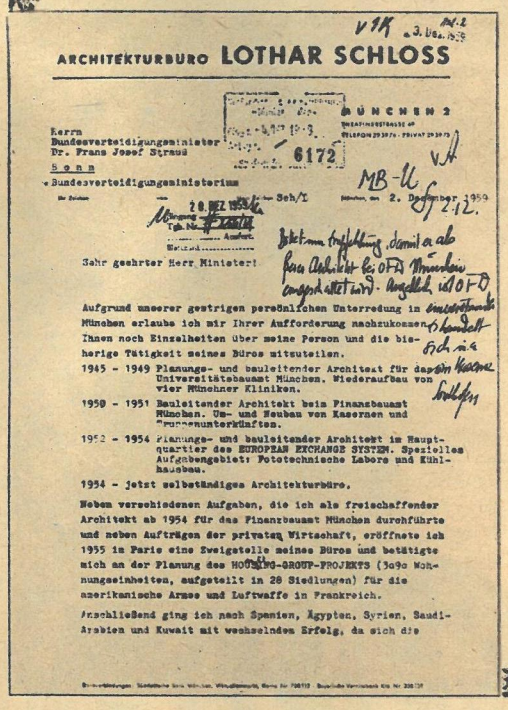
Wie gesagt: Alles schien klar. Der Bundestag war schon auf dem Sprung in die Parlamentsferien. Während Hoogens Mohrenwäsche für Strauß standen die Abgeordneten Gewehr bei Fuß, bereit zum Hammelsprung, das heißt zu jenem Abstimmungsverfahren, bei dem die Abgeordneten zunächst aus dem Sitzungssaal geschickt werden, um ihn dann nach Belieben durch eine von drei geöffneten Türen zu betreten, von denen eine für die Ja-Sager, die zweite für die Nein-Sager und die dritte für die bestimmt ist, die sich der Stimme enthalten.

Der Bundestag begibt sich zum Hammelsprung

Als Dr. Gerstenmayer den Bundestag aus dem Plenarsaal kommandierte, stand noch alles gut. Als der Hammelsprung durchexerziert und alles wieder im Plenarsaal beisammen war, stand es schlecht für Herrn Strauß. Er war – technisch betrachtet – das Opfer des Hammelsprungs geworden, denn mit einer Mehrheit von zwei Stimmen war der Bericht des Zaubermeisters Hoogen, nach dem der Strauß ungerupft bleiben sollte, abgelehnt worden. Die Abstimmung aber zeigte noch mehr: Die FDP um Dr. Thomas Dehler war in Sachen Fibag-Skandal aus der Regierungskoalition ausgebrochen und hatte gegen den Freispruch Strauß' gestimmt. Die Haltung der Bundestagsabgeordneten um Dr. Dehler bedeutet mehr als die Distanzierung von den Korruptionsaffären des ehemaligen Nazi-Schulungsoffiziers und Endsiegpropagandisten Strauß. Offensichtlich lehnt nicht nur die arbeitende Bevölkerung Westdeutschlands den selbstmörderischen Atomkriegskurs ab, den Adenauers junger Mann Strauß steuert; auch gewisse Kreise der westdeutschen Bourgeoisie haben anscheinend begriffen, daß die Ära Adenauer zu Ende geht, daß das antibolschewistische Säbelrasseln gegen den sozialistischen Osten zu nichts führt und daß die Politik der Umwandlung des kalten in den heißen Krieg gefährlich ist. Der Hammelsprung gegen Strauß im Bonner Bundestag ist Ausdruck dafür, daß die Tage der westdeutschen Ultras gezählt sind.

W. Forner

Brief des „Architekten" Schloß mit handschriftlichen Anmerkungen des Kriegsministers Strauß



ARCHITEKTURBÜRO **LOTHAR SCHLOSS**

MÜNCHEN 2

Herrn
Bundesverteidigungsminister
Dr. Franz Josef Strauß
Bonn
Bundesverteidigungsministerium

6172

Sehr geehrter Herr Minister!

Aufgrund unserer gestrigen persönlichen Unterredung in München erlaube ich mir Ihrer Aufforderung nachzukommen, Ihnen noch Einzelheiten über meine Person und die bisherige Tätigkeit meines Büros mitzuteilen.

1945 – 1949 Planungs- und bauleitender Architekt für den Universitätsbauamt München. Wiederaufbau von vier Münchner Kliniken.

1950 – 1951 Bauleitender Architekt beim Finanzbauamt München. Um- und Neuban von Kasernen und Truppenunterkünften.

1952 – 1954 Planungs- und bauleitender Architekt im Hauptquartier des EUROPEAN EXCHANGE SYSTEM. Spezielles Aufgabengebiet: Fototechnische Labors und Kühlhausbau.

1954 – jetzt selbständiges Architekturbüro.

Neben verschiedenen Aufgaben, die ich als freischaffender Architekt ab 1954 für das Finanzbauamt München durchführte und neben Aufträgen der privaten Wirtschaft, eröffnete ich 1955 in Paris eine Zweigstelle meines Büros und betätigte mich an der Planung des HOUSING-GROUP-PROJEKTS (3090 Wohnungseinheiten, aufgeteilt in 28 Siedlungen) für die amerikanische Armee und Luftwaffe in Frankreich.

Anschließend ging ich nach Spanien, Ägypten, Syrien, Saudi-Arabien und Kuwait mit wechselndem Erfolg, da sich die

...und Ihre Meinung?

Nr. 23/1962

Ein Prediger der Sparsamkeit

Sie haben – übrigens nicht nur in diesem Beitrag – den Bonner Staat der Millionäre so geschildert, wie er ist: Freundlich zu den Reichen, hart zu den Armen. Mir schickte jetzt ein Verwandter, der seit einem Menschenalter in Kassel lebt, einen Zeitungsausschnitt. Da las ich:

„Trotz Vierzig-Stunden- und Fünf-Tage-Woche haben viele Arbeiter keinen Sonntag mehr. Und das in einer Zeit, die sich sozial nennt. Darum eine Bitte: Bringen Sie eine Bildreportage über den Sonntag mancher Arbeiter in Hamburg (Werft) und dagegen den Sonntag aller Aufsichtsrats- und Vorstandsmitglieder sowie Direktoren (Familienleben, Mercedes, Wochenendhaus). Es ist fast noch wie vor hundert Jahren: ‚Der Kuli schuftet, der Kapitalist feiert'."

Das steht in Heft 13 der westdeutschen Zeitschrift „Kristall" und ist unterschrieben „Wolfgang Gerster, Pfarrer, Katholisches Pfarramt St. Nikolaus, Wickstedt (Friedberg Hessen)". Natürlich hat „Kristall" die geforderte Reportage nicht gebracht.

K. Holzmüller, Berlin

Das glauben wir gern. „Kristall" kann doch keine sozialkritische Reportage bringen. Skandale, Sensationen und Intimitäten aus dem Leben der Filmstars, Exkaiserinnen und anderer verkrachter Fürstlichkeiten, das ist's, was durch den Blätterurwald westdeutscher Illustrierten geistert. Damit wird der Durchschnittsbürger der Bundesrepublik so wunderbar vom Nachdenken abgehalten. Wo käme man denn auch hin, wollte man über den Sonntag des Werftarbeiters X berichten. Das interessiert doch die „Kristall"-Leser nicht, oder besser, darf sie nicht interessieren.

Die Redaktion

Dem „Prediger der Sparsamkeit", dem Wirtschaftsminister von Westdeutschland, haben sich ja einige klassenbewußte Kräfte der westdeutschen Arbeiterklasse entgegengestellt, weil mit dieser Sparsamkeit immer nur die Arbeiter getroffen werden, um ihre Spargroschen bzw. ihre Arbeitskraft dem persönlichen Vorteil der Monopolisten zu verkaufen.

Wie vorteilhaft werden dagegen bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik Wohnungen gebaut. Nach Gründung der AWG's hat jeder Werktätige die Möglichkeit, mit seinen Spargeldern und mit Unterstützung des Arbeiter-und-Bauern Staates sich ein Eigenheim zu schaffen. Mitglied einer AWG kann derjenige werden, der einem Trägerbetrieb, der der Genossenschaft angeschlossen ist, angehört. Die Baukosten für eine 2½-Zimmer-Wohnung betragen etwa 20 000 DM. Die Genossenschaft hat von den Gesamtbaukosten eine finanzielle und manuelle Eigenleistung in Höhe von 15 Prozent zu erbringen. Es werden also etwa 17 000 DM aus zinslosen Krediten der Kreditinstitute und 3 000 DM durch Eigenleistungen der Mitglieder finanziert. Der Genossenschafter hat einen Genossenschaftsanteil in Höhe von 2 100 DM zu zahlen. Die restlichen 900 DM müssen durch manuelle Arbeiten am Bau selbst abgeleistet werden. Die 2 100 DM müssen innerhalb von 10 Jahren in monatlichen Raten nach dem Verdienst abgezahlt sein. Das monatliche Nutzungsgeld für eine 2½-Zimmer-Wohnung beträgt etwa 30 bis 33 DM, worin alle anfallenden Bewirtschaftungskosten sowie Hauslicht und Wasserverbrauch bis zu 8 m³ je Wohnungseinheit enthalten sind.

Für Bewerber, die keinem Trägerbetrieb angehören, stehen der volkseigene Wohnungsbau und die Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaften zur Verfügung.

AWG „Karl Marx", Thale (Harz)

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher
Verlagsleiter: Günther Zumpe · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862 · Für nicht bestellte Fotos und Manuskripte wird nicht gehaftet

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

Der französische Gewerkschaftsführer Benoit Frachon (Mitte).

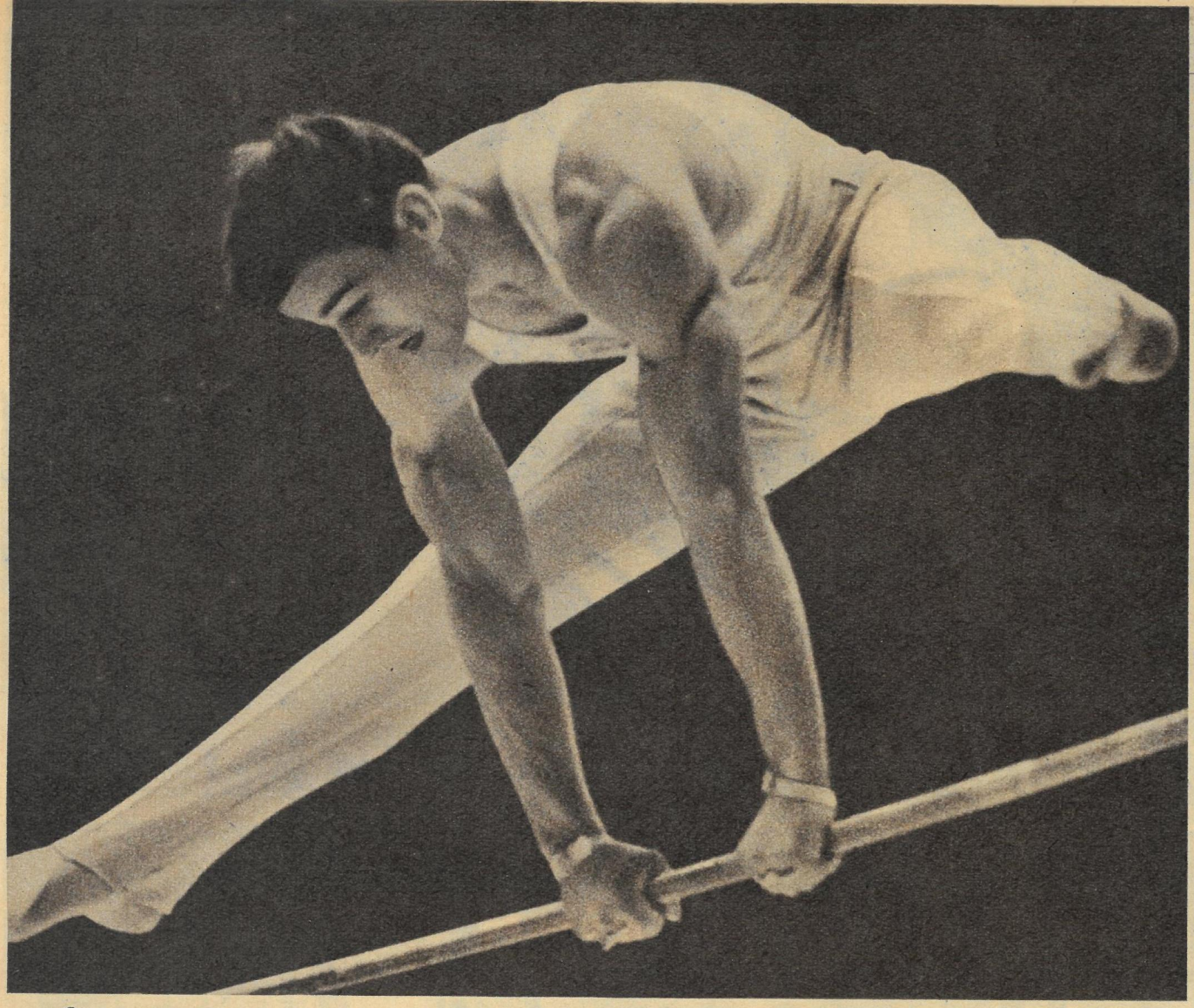
Tage, die unvergeßlich sind

Fahnen vieler Staaten flatterten vierzehn Tage lang in unseren Städten und Dörfern den in der Republik weilenden Gewerkschaftlern aus aller Welt ein herzliches „Willkommen" zum Gruß. Weshalb wir gerade jetzt so prominente Gäste bekamen? Eine Frage, die sich angesichts der ständigen Bedrohungen durch den westdeutschen Militarismus und der fortgesetzten Provokationen an unserer Staatsgrenze leicht beantworten läßt. Die Delegationen der im Weltgewerkschaftsbund vereinigten internationalen Arbeiterverbände kamen, um uns ihrer Solidarität zu versichern, um uns zu bekunden: „Wir stehen fest an eurer Seite, euer Kampf ist gerecht, ihr werdet siegen!" So verliefen denn auch die Gespräche und Meetings, und WGB-Präsident Renato Bitossi faßte Sinn und Zweck der Besuche, seine Eindrücke und die Aufgaben für uns in folgenden Worten zusammen: „Jedesmal, wenn ich Gelegenheit habe, hier mit den Menschen zu sprechen, fühle ich zutiefst die Begeisterung, die die Werktätigen der DDR in ihrer Arbeit und in ihrem Kampf erfüllt. Als Arbeiter der DDR habt ihr beim Aufbau des Sozialismus eine große und verantwortungsvolle Aufgabe zu erfüllen. Die Arbeiter der ganzen Welt haben die Bedeutung eures Kampfes erkannt. Sie haben erkannt, daß sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen läßt. Sie wissen eure Anstrengungen im Kampf gegen Militarismus und Imperialismus zu schätzen. Und weil sie das verstanden haben, deshalb stehen sie fest an eurer Seite im Kampf um den Abschluß eines deutschen Friedensvertrages.

Fotos: Zentralbild (2), Höhne Pohl

Meeting in Dresden.

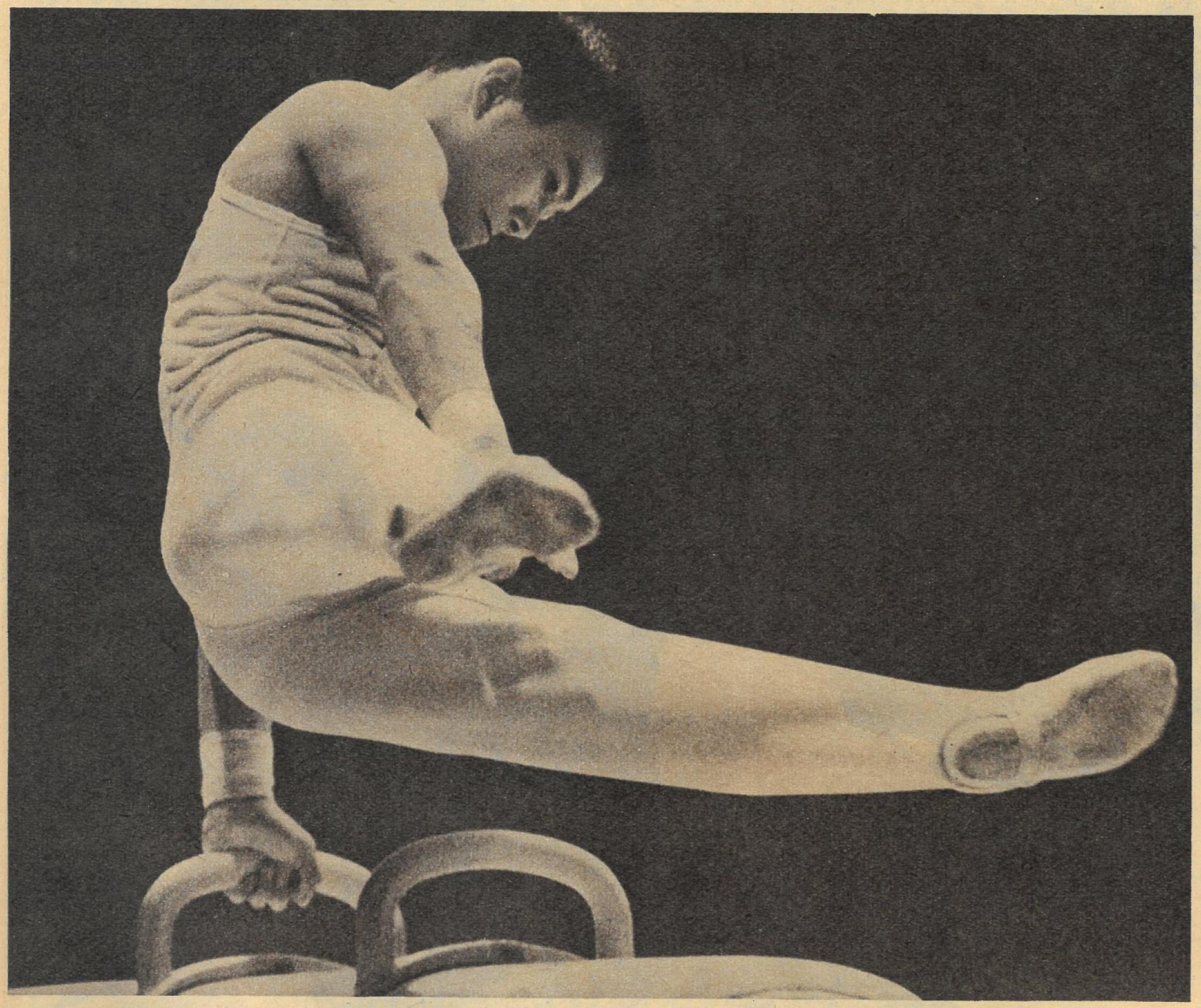
Der Präsident des Weltgewerkschaftsbundes Renato Bitossi.



Cerar (Jugoslawien): Zweimal Weltmeister (Barren, Seitpferd), Fünfter im Zwölfkampf.

Endo (Japan): Weltmeister am Boden, dreimal Silber (Reck, Ringe, Zwölfkampf), zweimal Bronze (Pferd, Barren).

Achtkampfsiegerinnen: Die überlegene



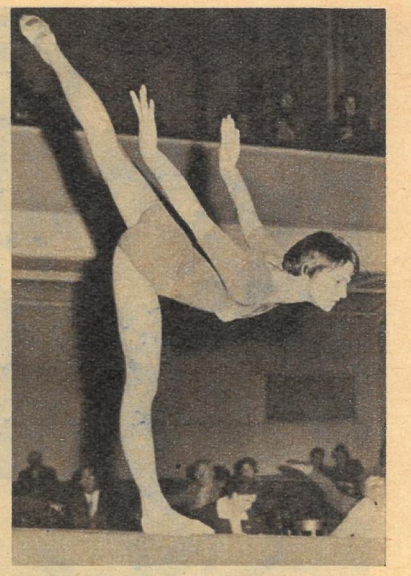
Die Turnweltmeisterschaften 1962 sind Geschichte. Während bei den Damen die Sowjetunion ihre dominierende Stellung in der Turnwelt eindeutig festigte, trat bei den Herren eine Wachablösung ein. Die Japaner stießen nach vorn, holten sich ganz knapp den Zwölfkampf vor der Sowjetunion und stellten zwei Einzelsieger. Unerhört stark produzierte sich auch der Jurastudent Europameister Cerar, dessen zwei Goldmedaillen allgemein überraschten. Unserer Riege bescheinigten die Experten die größten Fortschritte nach den Japanern. Wir stellten in Siegfried Fülle nicht nur erstmalig einen Endkampfteilnehmer (6. Platz im Pferdsprung), sondern untermauerten, besonders bei den Damen, diese Feststellung auch durch eine Reihe anderer hervorragender Ergebnisse. Wer in Prag bestehen wollte, mußte Überdurchschnittliches leisten, unsere Vertreter hielten gut mit und erkämpften sich einen Achtungserfolg.

Fotos Berndt / Text Kottwitz

Meiste

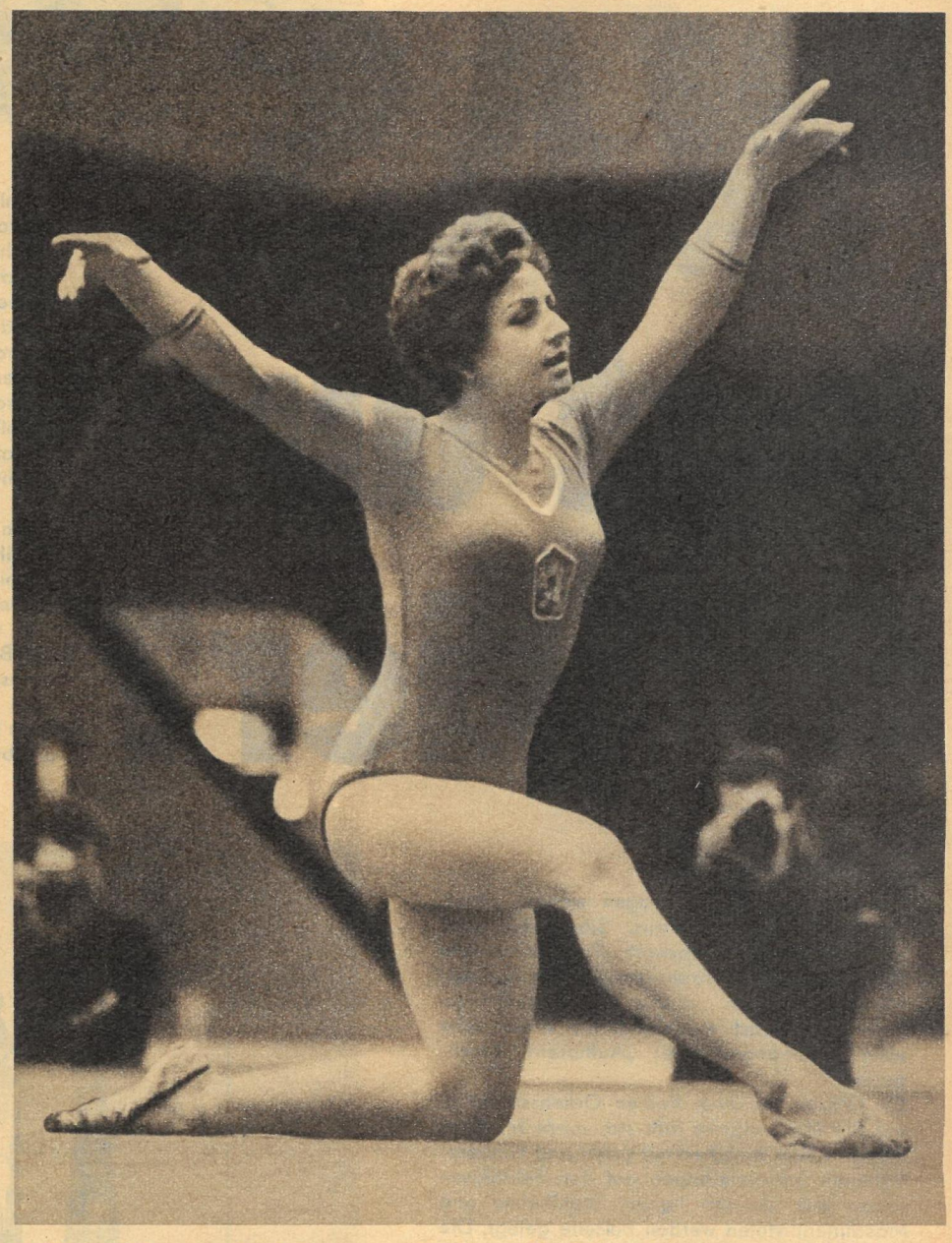
sowjetische Frauenriege.

Kampfrichter: Entscheidungen ließen manchmal zu wünschen übrig.



Schon ganz vorn:
Eine der Jüngsten, die sechzehnjährige Birgit Radochla (DDR), wurde überraschend Vierte im Pferdsprung.

Noch immer ganz vorn:
Einer der Ältesten, der sowjetische Turner Boris Schachlin; dreimal Silber und zweimal Bronze waren diesmal seine Ausbeute.



Im Zeichen überragender Leistungen und knapper Ergebnisse standen diese Welttitelkämpfe in der phantastisch schönen Prager Julius-Fučik-Sporthalle. Larissa Latynina (UdSSR), mit Abstand beste Turnerin der Welt, erhielt zweimal die Idealnote 10 und gewann den Achtkampf vor ihrer stärksten Konkurrentin Caslavska (ČSSR), oben. Unser Kücken Birgit Radochla kam beim Pferdsprung unerwartet weit nach vorn, und Ingrid Föst turnte eine der saubersten und besten Bodenküren dieses Championats. Ihr siebenter Platz in einem Weltklassefeld, das qualitativ und quantitativ so eng wie noch nie zusammengerückt war, verdient allerhöchste Anerkennung. Unzufrieden mußte man einzig und allein mit einigen Entscheidungen des Kampfgerichtes sein. Hier zeichnet sich eine Tendenz ab, die schon bei den Titelkämpfen der Eiskunstläufer, der Boxer und auch der Fußballer zu bemerken war: oftmals sehr subjektiv gefärbte Urteile, die nicht im Einklang mit den gezeigten Leistungen stehen. Gewiß, das Amt der Unparteiischen ist schwer, aber gerade deshalb muß es mit größter Gewissenhaftigkeit ausgeübt werden. Am „grünen Tisch" erkämpfte Titel sind ebenso bitter wie unverdiente Niederlagen.

rschaften der Eleganz

In einem Birkenhain nahe der sowjetischen Hauptstadt treffen sie sich und schließen feste Freundschaft. Er, ein schon nicht mehr ganz junger Genosse, und die blutjungen Absolventen der Moskauer Offiziersschule. Hier beginnt der Bericht unserer Moskauer Mitarbeiter Wladimir Illesch (dritter von rechts) und Alexander Ptizin (Fotos) von ihrem Besuch in einer traditionsreichen, modernen Militärschule.

WAS bist du, Offizier?

Kreml-Kursanten genannt. Lenin war ihr Organisator und Ehrenkommandeur, und die Geschichte beginnt mit der ersten revolutionären Maschinengewehrschule, die in den Geburtswochen des Sowjetstaates entstand, als der Feind von allen Seiten auf die junge Republik eindrang. Nicht wenige Kommandeure, die später bekannte Feldherren, Generäle und Marschälle geworden sind, erhielten hier ihre Ausbildung. Die gesamte Entwicklung der Lehranstalt verbindet sich so eng mit der Kampfgeschichte des Sowjetvolkes. Als im Oktober 1941 die Faschisten auf Moskau vorstießen, eilten die Kursanten geschlossen an die Front. Wo ihr Regiment stand, gelang es dem Gegner nicht, auch nur einen Fußbreit Boden zu gewinnen. In den Schützengräben vor Moskau, noch während des erbitterten Kampfes, kamen die Beförderungen zum Offizier. Bis aber die Ablösung eintraf, kämpften die jungen Offiziere noch als Soldaten weiter." Das berichtet mir mein Begleiter, ein Oberstleutnant, als wir über die breite Freitreppe die Schule betreten. Wir erleben soeben die Wachablösung. Gedämpfte Kommandos hallen in dem großen Foyer. Wachposten stehen vor Glasvitrinen, wo die von Kugeln durchlöcherten und von Rauch geschwärzten Fahnen und Banner aufbewahrt sind (unten links). Sie könnten eine lange Geschichte von den tapferen Offiziersschülern, die das Vaterland verteidigt haben, erzählen. Ich erinnere mich, wie sich in den Kriegsjahren der frühere englische Premierminister Winston Churchill, dem niemand Sympathie für die Sowjetunion nachsagen kann, einmal äußerte: „Kommende Geschlechter werden ebenso rückhaltlos anerkennen, wie wir es eben getan haben, die wir es noch erlebten, Zeuge dieser gewaltigen Siege zu sein, daß sie der Roten Armee zu tiefem Dank verpflichtet sind." Dieser Ausspruch fällt mir deshalb ein, weil Hunderte und aber Hunderte von denen die in der Moskauer Kommandeurhochschule ihre Ausbildung erhielten, im Kampf gegen den Faschismus standen und mit ihrem Blut die Heimat vor der braunen Barbarei schützten.

Die Bekanntschaft

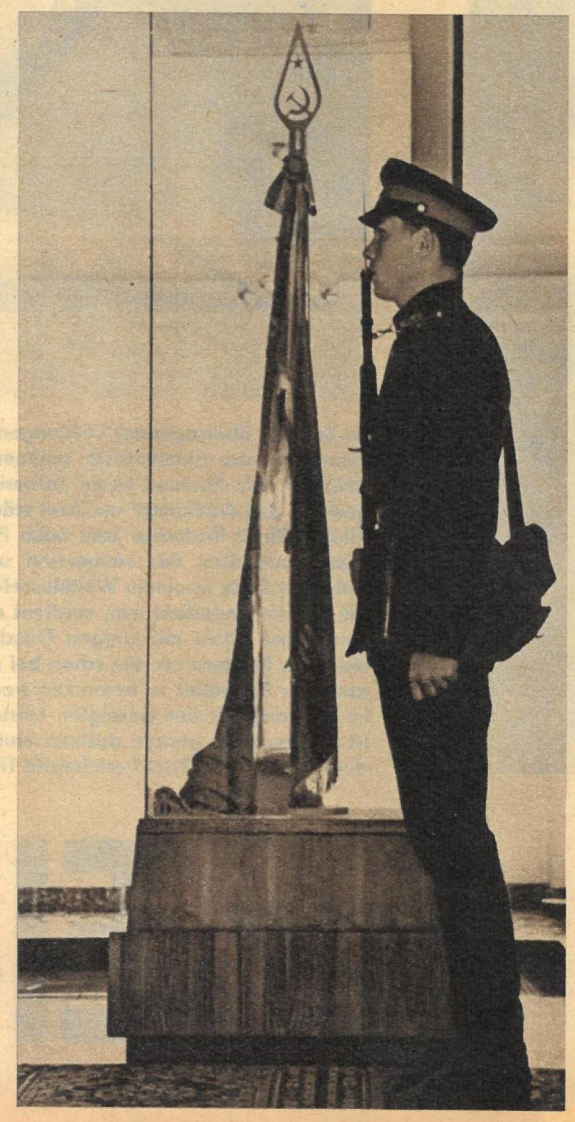
Der Mannschaftspanzerwagen wendet scharf. Soldaten springen heraus. Sie bilden eine lange Kette. Sprung vorwärts. Von Baumstamm zu Baumstamm. Konzentriertes Feuer aus den Maschinenpistolen. – Die Birken sind vom Pulverdampf fast eingehüllt. Da ertönt eine volle Kommandostimme: „Aufhören! Rauchpause!"

Ein Offizier mit zwei Reihen Ordensschnallen auf der Uniformjacke läßt sich müde ins Gras nieder. Junge Burschen mit gold- und himbeerfarbenen Schulterklappen auf den Feldblusen setzen sich um ihn herum. Stahlhelme und Maschinenpistolen werden beiseite gelegt. Die jungen Männer, noch ganz erhitzt vom „Kampf", beginnen sich wieder über die verschiedensten Dinge zu unterhalten, von Literatur und Kunst. Ich höre zu. Beinahe könnte ich glauben, Studenten aus einem humanistischen Institut vor mir zu haben, nicht aber Zöglinge einer Militärschule. „Ja, Pogodin, das ist ein großartiger Dramendichter. Seine Lenin-Trilogie ist wirklich klassisch. Nun will er ein Stück über Einstein schreiben." – „Das ist wirklich eine interessante Aufgabe! Aber über Einstein? Ob ein Dichter die Poesie der höheren Mathematik wiedergeben kann?"

So lernte ich die Zöglinge der Moskauer Kommandeurhochschule „Oberster Sowjet der RSFSR", die alle Waffengattungen umfaßt und mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet wurde, kennen. Nach der Übung begleitete ich sie in ihre Schule. Was werde ich dort Neues sehen und erleben?

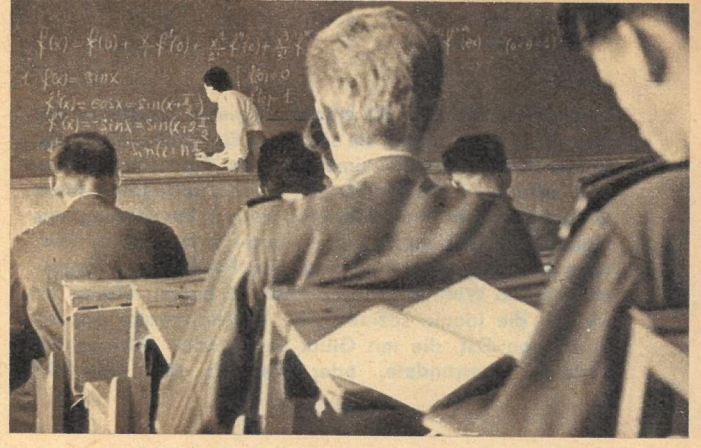
Wovon eine Fahne erzählen könnte

„Die Moskauer Offiziersschule ist eine militärische Ausbildungsstätte, die schon sehr lange besteht. Ihre ersten Zöglinge wurden seinerzeit



Lehrfach Physik:
„. . . ‚ihre' Hilfe immer erwünscht."

Lehrfach Körpererziehung:
„Tägliche Übungen kräftigen Willen und Muskeln."



Lehrfach Mathematik:
„Die ‚höhere' ist kein Problem für Examinanden."

◁ **Im Examen:** „Keinem wird etwas geschenkt!"

Zukunftspläne sind real. Katja weiß, daß ihr Boris eines Tages Kinder einer Mittelschulklasse unterrichten wird.

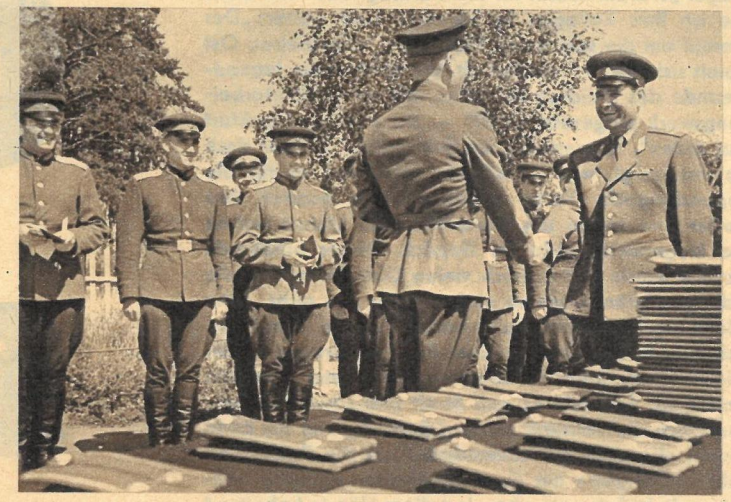
Offizier und ein friedlicher Beruf

Berufsoffizier und zugleich ein Mensch mit einem friedlichen, bürgerlichen Beruf? Paßt das zusammen? Diese Frage wird mir gerade hier beantwortet. So erinnert in den Gebäuden vieles an ein wissenschaftliches Forschungsinstitut. Es ist nichts so wie sonst in einer Kaserne. Hier gibt es Arbeitsräume für Physik, Mathematik, Chemie, Geschichte, Pädagogik, Fremdsprachen und vorzügliche Sportstätten. Alle Offiziersschüler gehören mindestens einer Sportleistungsklasse an. Die künftigen Offiziere erhalten eine gründliche und umfassende militärische Ausbildung. Es wird aber auch einmal der Tag kommen, an dem die Soldaten den Befehl erhalten: „Nach Haus, Genossen, an die friedliche Arbeit!"

Und so ist es für die Moskauer Offiziersschule selbstverständlich, daß der Lehrplan eine zweite Berufsausbildung vorsieht. „Unsere sowjetischen Berufssoldaten brauchen keine Angst zu haben, nach einem Abkommen über eine allgemeine und vollständige Abrüstung unvorbereitet an die friedliche Arbeit gehen zu müssen", erläutert mir mein Begleiter. Wo ist das noch so?

Noch einmal sitzen wir dann in einem kleinen Kreis zusammen. Wir unterhalten uns über den Weltkongreß für allgemeine Abrüstung und Frieden. Kursant Boris spricht für alle Genossen, als er sagt: „Wir setzen große Hoffnungen auf den Kongreß. Er möge den Völkern die Kraft geben, endgültig den Frieden zu sichern. Wir Kursanten haben gut gelernt, hier und da!"

Dann erlebe ich die feierliche Stunde, da einer Reihe junger Absolventen die goldenen Offiziersschulterstücke zusammen mit den Diplomen als Mittelschullehrer für Mathematik und Physik überreicht werden. Die Schule gibt ihren Zöglingen zwei Berufe. Der junge Mensch, der ihre Mauern verläßt kann sowohl Militär als auch Lehrer sein . . .



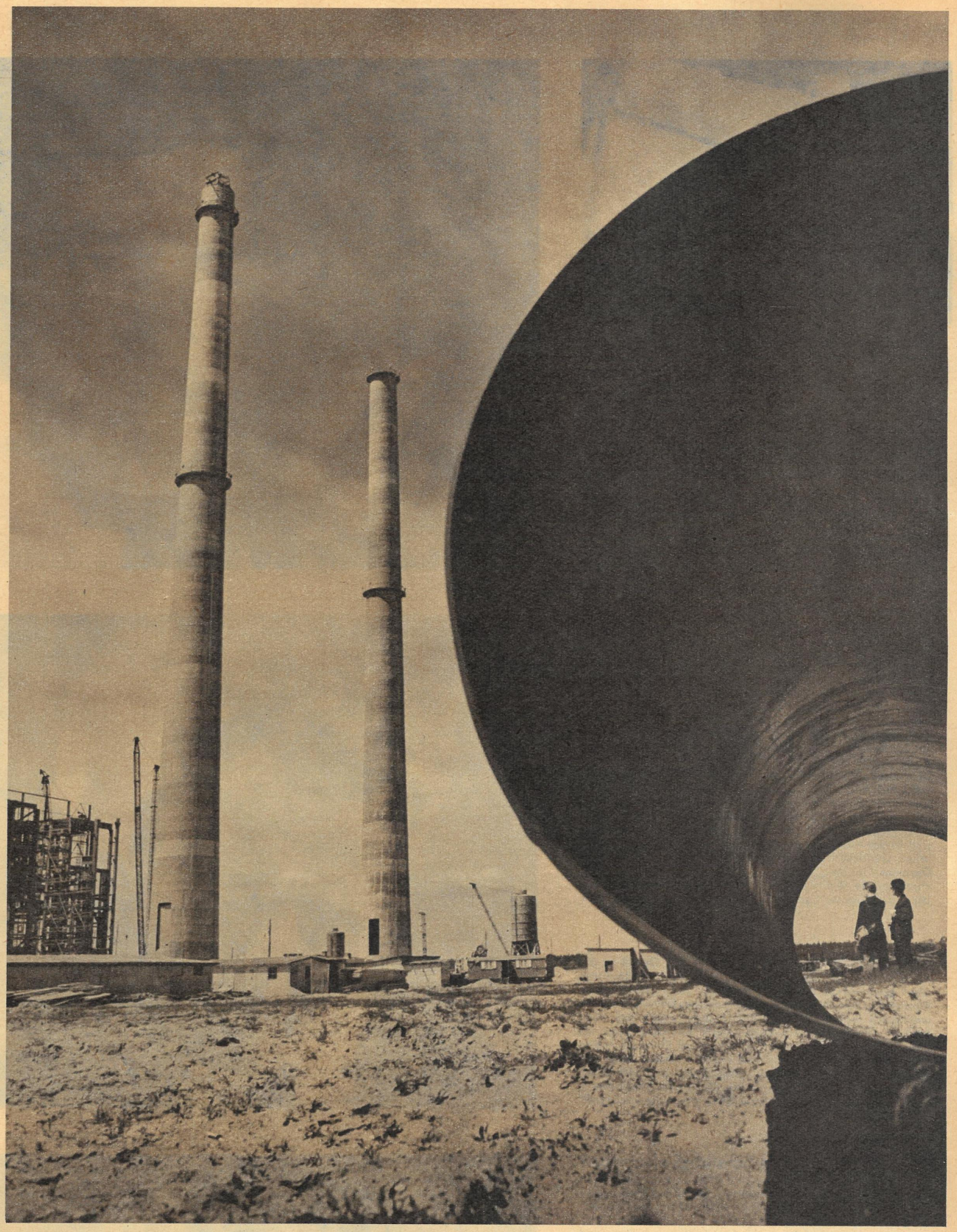
Nach dem Examen: „Wir gratulieren, Genosse Offizier und Lehrer!"

Ihre Hände schlugen die Nägel auf vielen Baustellen der Republik in die Bretter, sie sägten in Eisenhüttenstadt und in der Wuhlheide, sie zimmerten an Rinderoffenställen und schalten Fundamente ein. Zuletzt arbeiteten diese Globetrotter des Bauhandwerks an der Erweiterung des Halbleiterwerkes und schienen unter sachkundiger Führung ihres Brigadiers Ernst Schröder (Titelbild) die Siegeschancen im Wettbewerb gepachtet zu haben. Waren sie wirklich die ideale sozialistische Jugendbrigade des Industriebau Ost, die mit Glück und großen Händen die anderen überrundete, oder täuschte der Eindruck?

Große Hände

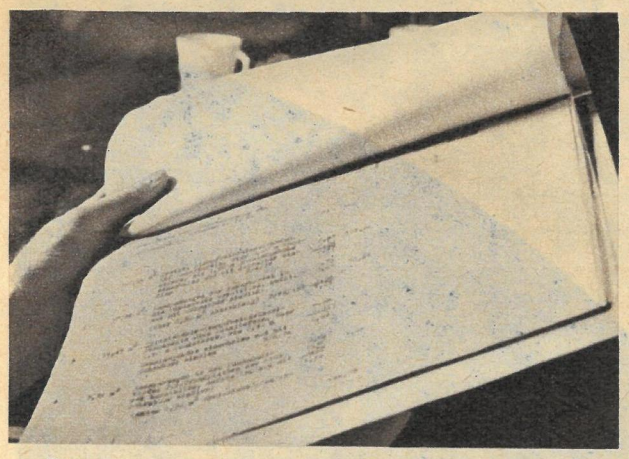
Glücks-sache?

Anfang 1962 stellten die Schröderleute die Vertrauensfrage. „Warum mischt Ihr nicht kräftig mit?" schrieben sie an ihre Kollegen in Schwedt. Und weiter: „Der Kampf um die vordersten Plätze des Industriebau Ost spielt sich nur in Frankfurt ab. Wo bleiben die Jugendfreunde des gleichen Betriebes, die im Erdölverarbeitungswerk eingesetzt sind?" – „Ihr habt in Frankfurt gut reden", antworteten die Schwedter. „Kommt doch zu uns, zeigt, was Ihr könnt!" Jetzt hieß es für die Jugendbrigade Farbe bekennen. Sie packten ihre Koffer und zogen um. Vorurteile und Unlust hatten sie klugerweise nicht im Gepäck. Dieser hindernde Ballast wurde vorher nach vielen Diskussionen in die Ecke geworfen. Doch so einfach ging das nicht. Zehn Mann sind verheiratet und haben Familie. Kurt Fröhlich zum Beispiel hatte seiner Frau versprochen, nicht wieder außerhalb zu arbeiten. Und jetzt kam die Sache mit Schwedt. Es gab Streit und schiefe Gesichter. Doch die Vernunft setzte sich durch, und am Ende waren alle zwölf einverstanden. Auch die Frauen. So fuhr die Brigade mit den sagenhaften Händen nach Schwedt. Würden sie aber dort diese Hände behalten?

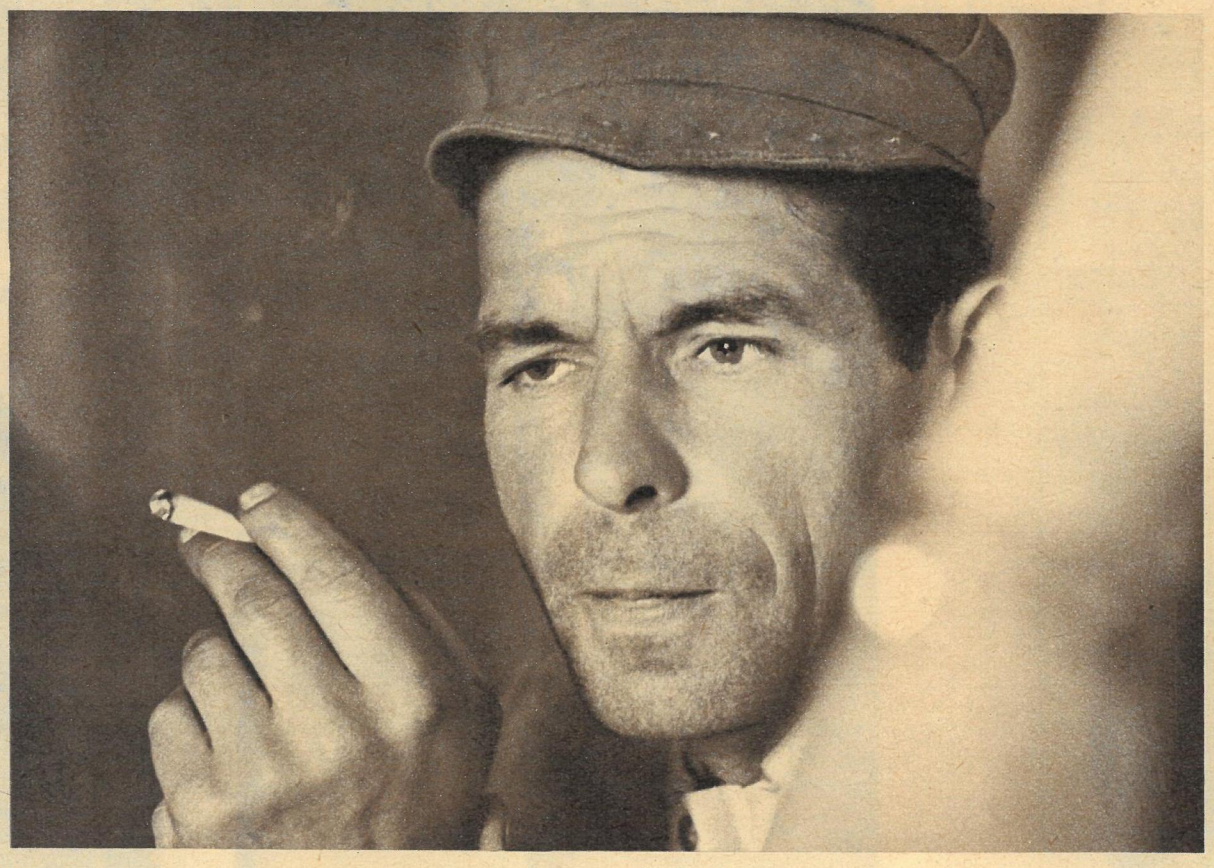


So ungefähr sah die Brigade Schröder Schwedt: Sand, Wind, vereinzelte Gebäude und Rohrleitungen, scheinbar wahllos über die gewaltige Baustelle verteilt. Aber die zwölf wußten um den Sinn dieser Sache. Sie wußten, daß durch die halbfertigen, eingebuddelten und angerostet herumliegenden Leitungen einmal Öl fließen wird, gereinigt, destilliert und aufgespalten in Benzin, Dieseltreibstoff und Heizöl. Der Plan ist groß. Bereits am ersten April 1964 muß die erste Baustufe zwei Millionen Tonnen Erdöl verarbeiten, im Herbst 1963 soll die Pipeline fertig sein. In dieses gewaltige Mosaikbild sollte nun die Brigade Schröder ihr Aufbausteinchen legen. Natürlich hatten sie in Frankfurt nicht mehr Glück oder Pech als andere, wenn sie den Wettbewerb gewannen. Doch in Frankfurt kannten sie sich alle und arbeiteten nach einer ausgeklügelten Organisation, die keinen Leerlauf zuließ und eine genaue Auswertung garantierte. In Schwedt war es anders, und wir hatten den Eindruck, daß sich auf dieser Baustelle jeder selbst der Nächste ist. Der Brigadier begann zu laufen, rannte von der Materialversorgung zum Bauleiter und wieder zurück, um seinen elf Mann eine „vorgekaute" Arbeit zu ermöglichen. Und so sind die Schröders in Schwedt zwar wieder gut, aber nur, weil die anderen nicht besser werden. *Fotos Paul Friedemann / Text Wolfgang Winkler*

Wegen ihrer Erfolge beim Wort genommen: E. Schröder (links oben); K. Zipperitz, H. Schliewenz H. Karras, G. Malke, K. Pesch, A. Fischer, H. Frischholz, A. Benecke, E. Wieland, K. Fröhlich, O. Zimmerling.



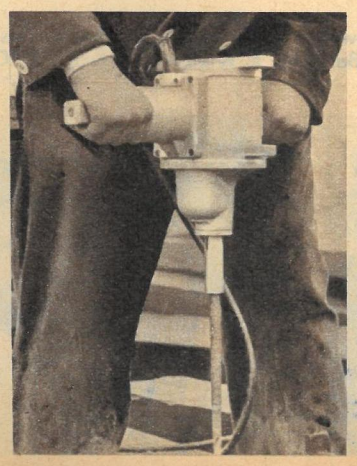
Sie wissen nicht, was sie tun: Schwedt hat Perspektive, und das Organisieren des Ernst Schröder hat eine Grenze, wenn die „höhere Ebene" keine bessere Koordinierung findet. „Aber wir haben außer von der Partei keine Unterstützung durch die Massenorganisationen", entgegnet Ernst an dieser Stelle; „wer sich hier nicht kümmert, wird vergessen." Eben weil ihr vollauf mit euch selbst beschäftigt seid, werdet ihr bereits vergessen. „Wir setzten uns doch durch und erhielten einen Brigadeplan", sagt uns Egon Wieland, Gewerkschaftsvertrauensmann der Brigade (rechts). „Wir wissen wenigstens, was wir bauen, viele Brigaden haben davon keine Ahnung. Also, was willst du noch?" Wir wollen, daß ihr euch nicht isoliert. Ihr wißt, daß große Hände keine Glückssache, sondern harte Arbeit sind. Aber warum sagt ihr das nicht den anderen? Das ist die erste Verpflichtung, die sich aus euren Erfolgen ergibt, sonst seid ihr nur halb so gut.

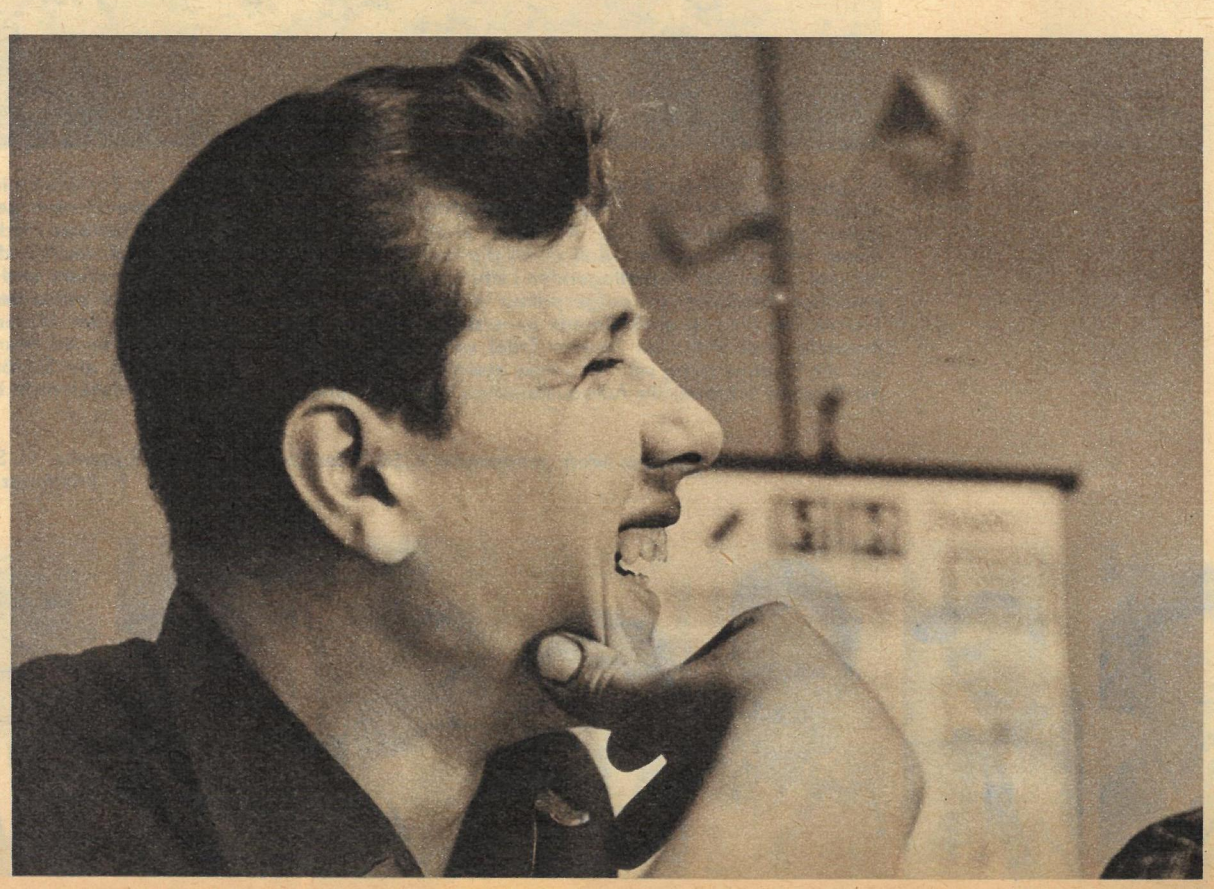


Wie die alten Germanen! „Wir ärgern uns selbst genug. Eigentlich dachten wir, daß ein Halbleiter ein physikalisches Problem sei, in Schwedt ist es jedoch ein menschliches", erwidert das Kollektiv. Und so teilt es dem Parteisekretär des Erdölverarbeitungswerkes (rechts) seinen Ärger um die tausend kleinen Dinge mit. Einerseits verpflichteten sich die zwölf, da ihr Betrieb erhebliche Planrückstände hat, bis zum Jahresende 60 000 DM Planschulden aufzuholen, wobei 10 000 DM bereits bis zur Bezirksdelegiertenkonferenz geschafft waren. Doch andererseits erhalten sie als kleinen Hemmschuh eine Bohrmaschine ohne Bohrer. Und die Materialversorgung stellt sich taub. Der Brigadier kann in die Stadt fahren und einen Bohrer kaufen. „Doch wir haben es nicht nötig, die Löcher wie die alten Germanen durchzubrennen", wirft Helmut Frischholz in die Debatte. Wahrscheinlich sitzt in der Materialversorgung eben ein Schwedter Halbleiter. Genosse Bothur, der Parteisekretär vom Erdöl, und Genosse Günther, Sekretär des Industriebaues, versprechen Abhilfe. Am nächsten Tag ist mit ihrer Hilfe das Problem „Halbleiter" gelöst. Die Brigade hat ihre Bohrer.

Die entscheidende Bagatelle: Gewiß ist die Bohrerangelegenheit von untergeordneter Bedeutung, aber euch wurde geholfen. Ihr habt zur Partei und zu eurem Meister ein gutes Vertrauensverhältnis, und ihr wißt auch warum: Die großen Hände sollen bei euch bleiben. Ihr habt euch qualifiziert; Genosse Ernst ist Zimmerer und Montagefacharbeiter, und Genosse Heinz Schliewenz besitzt sogar vier Berufe. Trotzdem sagt der Brigadier: „Wir sind jetzt in Schwedt, und seit dem Briefwechsel tat sich nichts mehr. Wir liegen im Wettbewerb vorn; wenn die anderen nicht wollen, was sollen wir tun?"

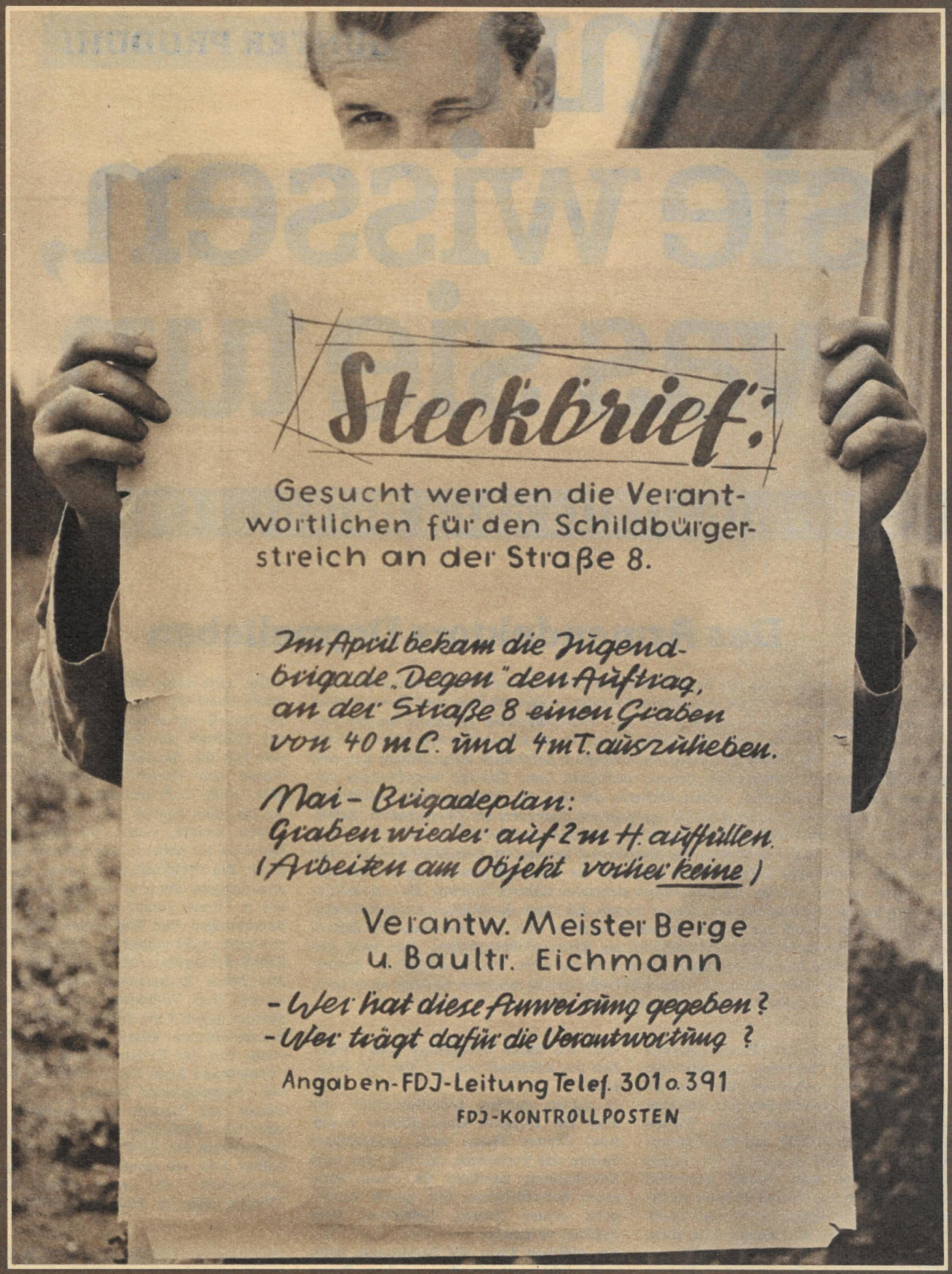
Hat der Mohr seine Schuldigkeit getan?
Laßt euch nicht in die Rolle des Mohren drängen, denn dies ist mit eurer Ehre unverträglich. Klaus Pesch, der Gruppenorganisator (rechts), handelt richtig, wenn er erklärt: „Sollte der FDJ-Sekretär wieder mal mit dem Fahrrad an uns vorbeifahren, werde ich ihn anhalten und sagen: Entschuldige bitte, ich bin auch in diesem Jugendverband." Die FDJ-Leitung soll nicht der Meinung sein, daß ihre Arbeit auf der Jugendbaustelle bereits getan ist, wenn auf den fertigen Tanks die blaue Fahne im Winde flattert. Geht nicht eher aus dem Zimmer der Leitung, bis sie endlich gemerkt hat, daß die Jugendbrigade Schröder auf Grund des Briefes bereits ein Vierteljahr in Schwedt ist. Wenn der Wettbewerb nicht angekurbelt wird, dann liegt ein Teil der Schuld bei euch, und eure Hände kriegen Schönheitsfehler, schrumpfen arg zusammen.





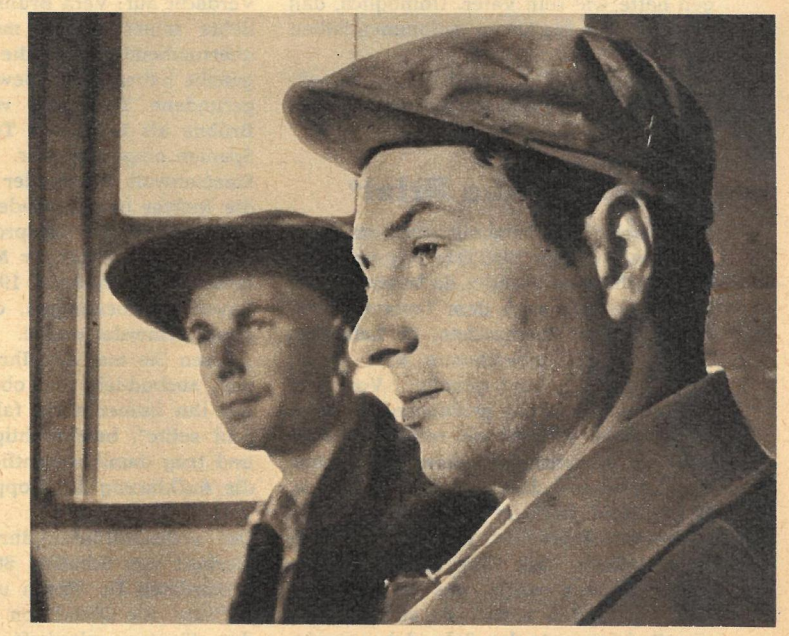
Sind die alten Hasen vergessen?

Und die anderen, schaut sie euch an! Da ist zum Beispiel die Tiefbaubrigade Degen, sie arbeitet genauso, doch sie hat nur kleine Hände und ist drei Jahre in Schwedt. „Oh, wir waren einmal gut und hatten unsere große Zeit", erzählt der Brigadier, „doch das ist vorbei." Warum? fragten wir, und ein müdes Achselzucken war die Antwort. „Sterne gehen auf und Sterne gehen unter, und wir reisen im Herbst ab." Resignation. Aber wie entstand sie? Zunächst hat die Brigade keine genauen Pläne. Das Fazit ist dieser Steckbrief, mit dessen Hilfe die Jungen nochmals versuchen, sich durchzubeißen. Selbstverständlich verliert man an unsinnigen Arbeiten die Lust. Hinzu kommt, daß zwischen Brigade und Bauleitung kein Vertrauen herrscht. Mißverständnisse und Verzerrungen auf beiden Seiten sind die Folgen – die Hände bleiben klein. Der Parteisekretär vom Industriebau ergänzte, daß die Brigade zur Zeit Springerarbeiten erledigt. Aber niemand hat es ihnen richtig erklärt. So erhielt sie den Eindruck des Zufälligen und wurde ihrerseits nachlässig – die Hände blieben immer noch klein. Große Hände müssen täglich neu verdient werden, und dazu gehört, daß man sie auch beim Nachbarn wachsen läßt. Sonst seid ihr, Brigade Schröder, eine Brigade von vielen, und keine Baustelle wird sich an euch ein Beispiel nehmen, wie ihr helft, die gesellschaftlichen Gesetze von Mann zu Mann zum Nutzen aller zu verwirklichen.



Große Hände für jedermann

Ernst Schröder hat verstanden. Große Hände sind für jedermann, und deshalb wird seine Brigade den „Degen wieder schärfen". Die Parteileitung und „ZB" (leider nicht auch die FDJ) gaben den Anstoß, daß sich die Brigaden kennenlernen, um die eigene Igelstellung zu durchbrechen. Bei einer ersten Fühlungnahme hörten wir Ernst Schröder zu Klaus Degen (rechts) sagen: „Zunächst muß deine Brigade ein festes Kollektiv sein, du mußt die Arbeit organisieren und vorbereiten, darfst nie müde werden und sollst auch mal – wenn es begründet ist – mit der Faust auf den Tisch hauen. Bei uns ist auch nicht alles Gold, was glänzt, aber wir diskutieren uns zusammen. Und wenn du, Klaus, in Schwedt als Chemiefacharbeiter bleiben wolltest und niemand hat sich darum gekümmert, so schlage Krach! Wer resigniert, bleibt stehen, und wer stehenbleibt, schreitet rückwärts. Wir werden uns mit deiner Brigade zusammensetzen und beraten, denn wir brauchen euch hier. Ihr habt drei Jahre Schwedter Erfahrungen." Und wie sprach zum gleichen Thema Genosse Bothur: „Bei Mißständen und Unzulänglichkeiten müßt ihr von unten drücken und wir von oben. Eine erfüllte Verpflichtung bringt noch keinen sozialistischen Frühling, aber wenn wir alle an einem Strick ziehen, werden viele ‚große Hände' den Schieber öffnen und das Ergebnis melden: Öl läuft zum Termin! Und ihr alle könnt sagen: Wir waren dabei!"



...denn sie wissen, was sie tun

GÜNTER PRODÖHL

Kriminalfälle ohne Beispiel (3)

9. Fortsetzung

Des Armendoktors Doppelleben

Bei dem im Frühjahr 1962 vor dem Münchener Schwurgericht beginnenden Skandalprozeß gegen die des Mordes angeklagte Lebedame Vera Brühne und ihren Freund Johannes Ferbach stellt sich heraus, daß die Kriminalpolizei seinerzeit bei der Entdeckung des Mordes an dem Münchener Arzt Dr. Praun und seiner Haushälterin Elfriede Kloo im April 1960 mit unverantwortlichem Leichtsinn vorgegangen war und sämtliche eventuell vorhandenen Spuren verwischt hatte. Obwohl verschiedene Anzeichen auf Mord schließen ließen, diktierte der mit der Untersuchung beauftragte Kriminalobermeister Rodatus dem hinzugezogenen Privatarzt als Todesursache: Selbstmord. Als bald darauf auch Kriminalinspektor Kott mit dem Sohn des Toten, Dr. Günter Praun, in der Mordvilla in Pöcking am Starnberger See eintraf, berichtete Rodatus kurz von seinen Ermittlungen. Zum Schluß prosteten sie sich noch gemeinsam mit Schnaps zu, den sie aus den auf dem Eßzimmertisch stehenden Gläsern tranken, die wahrscheinlich noch die Fingerabdrücke der Mörder trugen. Als diese skandalösen Untersuchungsmethoden beim Prozeß zur Sprache kommen, wettern zwar die westdeutschen Zeitungen über die Dummheit und Unfähigkeit des Kriminalobermeisters, aber nach den Ursachen für diese angebliche Dummheit fragen sie nicht. Der Westberliner „Kurier" fragt, warum der viele Jahre gute kriminalistische Arbeit leistende Rodatus ausgerechnet in diesem Falle versagte, und stellt weiter fest:

Es gehört auch zu den Mystifikationen dieses abartigen Prozesses, daß jetzt alle Schuld auf den wehrlosen Rodatus geschoben wird. Leitender Beamter war aber sein Vorgesetzter Georg Kott. Warum wird Kott nicht in Acht und Bann getan? Warum schließlich wurde dieser Georg Kott für alles, was damals angestellt wurde, um die Spuren der Mörder zu beseitigen, zum Chefinspektor von Ingolstadt befördert?" Der Kurier läßt diese Frage unbeantwortet. Warum wohl?

Andere Zeitungen fragen auch: „Warum fand sich der Sohn des Ermordeten bereit, dieses Selbstmordspielchen der Kriminalpolizei mitzumachen? Er äußerte doch schon wenige Tage später bei der Staatsanwaltschaft in München, daß er keinen Menschen kenne, der so am Leben gehangen hätte wie sein Vater. Unmöglich, daß er sich selbst das Leben genommen haben soll."

Die Antwort darauf verschweigen sie, obwohl sie jedermann im Gerichtssaal bekannt ist.

Der „Blaue Brief"

Kaum hatte die Kriminalpolizei am Mittwoch nach Ostern 1960 ihre fragwürdigen Untersuchungen beendet, da begann Praun junior die Villa nach dem Testament seines Vaters zu durchsuchen. Zu Lebzeiten hatte der millionenschwere Arzt seinen Sohn mehr als kurz gehalten. Von dem Reichtum des Papas profitierte der Sohn nicht. Mehr schlecht als recht mußte er sich als Assistenzarzt eines städtischen Krankenhauses durchs Leben schlagen. Voller Neid hatte er die Allüren seines Vaters mit angesehen, nur von der Hoffnung beseelt, daß ihm vielleicht eines Tages gehören würde, was der Vater besaß. Verstanden hatten sie sich ohnehin nie. Es kümmerte den Sohn daher wenig, auf welche Weise der Vater umgekommen war. Ob durch Selbstmord oder Mord. Nur die Erbschaft war für ihn von Interesse.

In einem antiken Schreibsekretär, der über ein Dutzend Geheimfächer besaß, fand Günter Praun nach zweitägigem Suchen das Testament, das ihm eine arge Enttäuschung bereitete. Dr. Praun hatte einen beträchtlichen Teil seines Vermögens seiner letzten Geliebten, Vera Brühne, vermacht.

Am gleichen Tage, die Beerdigung hatte noch nicht stattgefunden, erschien Praun junior bei der Münchener Staatsanwaltschaft und äußerte die Vermutung, daß sein Vater ermordet worden sei. Er bat darum, seine Leiche vor der Beisetzung obduzieren zu lassen. Dr. Günter Praun wartete auch gleich mit einem handfesten Verdacht auf: Vera Brühne, die letzte Geliebte seines Vaters, müsse bei dessen überraschendem Tod die Hand im Spiele gehabt haben. Zum Beweis legte er das gefundene Testament vor, in dem die Brühne als Erbin des Traumschlosses in Spanien eingesetzt war.

Staatsanwalt Rueth, der im Mordprozeß die Richter immer wieder zu überzeugen sucht, allein die versprochene Erbschaft habe Vera Brühne zur Mörderin werden lassen, war im April 1960 partout nicht davon zu überzeugen, daß Praun überhaupt ermordet wurde.

„Lassen Sie mal erst Ihren Vater beerdigen; ausbuddeln und obduzieren können wir ihn immer noch, falls es notwendig sein sollte", beschwichtigte er den Sohn und trug damit wesentlich dazu bei, daß die Aufklärung des Doppelmordes weiter verschleiert wurde.

Der sechsundfünfzigjährige Buchhändler Norbert von Scholler, Studienfreund des ermordeten Dr. Praun und von ihm beauftragt, die Obduktion seiner Leiche bei der Staatsanwaltschaft zu beantragen, falls er eines plötzlichen Todes sterben sollte, hatte große Mühe, von Staatsanwalt Rueth überhaupt angehört zu werden.

Im Prozeß sagt er darüber aus: „Ich hatte den Eindruck, der Selbstmord Dr. Prauns war für die Staatsanwaltschaft und die Polizei eine einmal beschlossene Sache. Man wollte mich gar nicht vorlassen, und als ich dann endlich mein Anliegen vortragen konnte, hörte mir der Beamte kaum zu, las dabei in irgendeinem Aktenstück. Ein Protokoll über meine Aussage anzufertigen lehnte er als überflüssig ab."

Als Dr. Praun junior mit seinen eigenen Bemühungen, den Tod seines Vaters aufzuklären, nicht vorankam, übertrug er die Erbschaftsangelegenheit schließlich dem Münchener Rechtsanwalt Dr. Kittel und erteilte ihm Vollmacht, Anzeige wegen Mordes gegen Vera Brühne zu stellen. Zur Beweisführung übergab Günter Praun einen von der Kriminalpolizei angeblich übersehenen Brief, den die Mörder in der Villa liegengelassen hatten.

Dieser auf blauem Luftpostpapier geschriebene Brief trug die Unterschrift des Ermordeten Dr. Otto Praun. Er war ein halbes Jahr vor seinem Tode in Spanien geschrieben, an seine Haushälterin Elfriede Kloo in Pöcking gerichtet und lautete: „Costa Brava, 28. 9. 1959. Liebe Friedel! Der Überbringer dieses Briefes ist Herr Dr. Schmitz aus dem Rheinland, von dem ich Dir schon erzählt habe. Er ist ein sehr wichtiger Mann für mich hier in Spanien. Deshalb sei besonders nett zu ihm. Ich habe von Dir als meiner Frau gesprochen und ihm von unserem schönen Haus in Pöcking erzählt. Zeige ihm alles. Er hat übrigens eine großartige Idee für den unteren Raum. Koche ihm auf, er ißt gern gut. Herr Dr. Schmitz hat eine sehr nette Frau, die ihn auf allen Reisen begleitet und die Dir gut gefallen wird. Ich hoffe, daß es Dir gut geht. Alles Gute und ein Bussi, Dein Otto."

So harmlos und nichtssagend der Inhalt des Briefes auch schien, so dunkel und unheilvoll war seine Bedeutung für den weiteren Verlauf des Falles. Günter Praun baute auf ihn seine Mordbeschuldigung gegen Vera Brühne auf. Der in dem Brief erwähnte Dr. Schmitz sei ein Vera Brühne bekannter Mann gewesen, der das Schloß in Spanien kaufen wollte, behauptete Günter Praun. Um den Verkauf des Schlosses und damit ihre Enterbung zu verhindern, habe die Brühne den Mordplan gefaßt und sich einen ihr hörigen Mörder gedungen, schlußfolgerte er und argumentierte: Den „Blauen Brief" schrieb sie selbst auf der Schreibmaschine, fälschte die Unterschrift und verschaffte so dem gedungenen Mörder gewissermaßen einen Passierschein für die Villa, in die er als Fremder von der mißtrauischen Haushälterin gar nicht erst eingelassen worden wäre.

Diese reichlich wirre Kombination war dem Staatsanwalt Rueth im Jahre 1960 keineswegs Anlaß, gegen Vera Brühne Mordanklage zu erheben, und war in der Tat auch kaum ein ernst zu nehmender Beweis für ihre Schuld.

Mußte Dr. Praun denn unbedingt von Vera Brühnes Häscher in seiner Villa umgelegt werden? Seine spanische Besitzung, seine vielen Auslandsreisen wären doch viel geeigneter dafür gewesen. Und wenn der Mörder sich nun wirklich auf diese Weise Zutritt zur Villa verschafft hatte, warum ließ er dann den Brief am Tatort als Verräter zurück. War er aber wirklich so dumm und vergeßlich, warum hatte ihn dann der Selbstmordermittler Karl Rodatus liegengelassen, der doch alle anderen Spuren, die auf Mord hindeuteten, beseitigt hatte? Warum endlich sollte ihn die Brühne um sieben Monate vordatiert haben? Lauter Ungereimtheiten, für die es bis heute keine vernünftige Erklärung gibt!

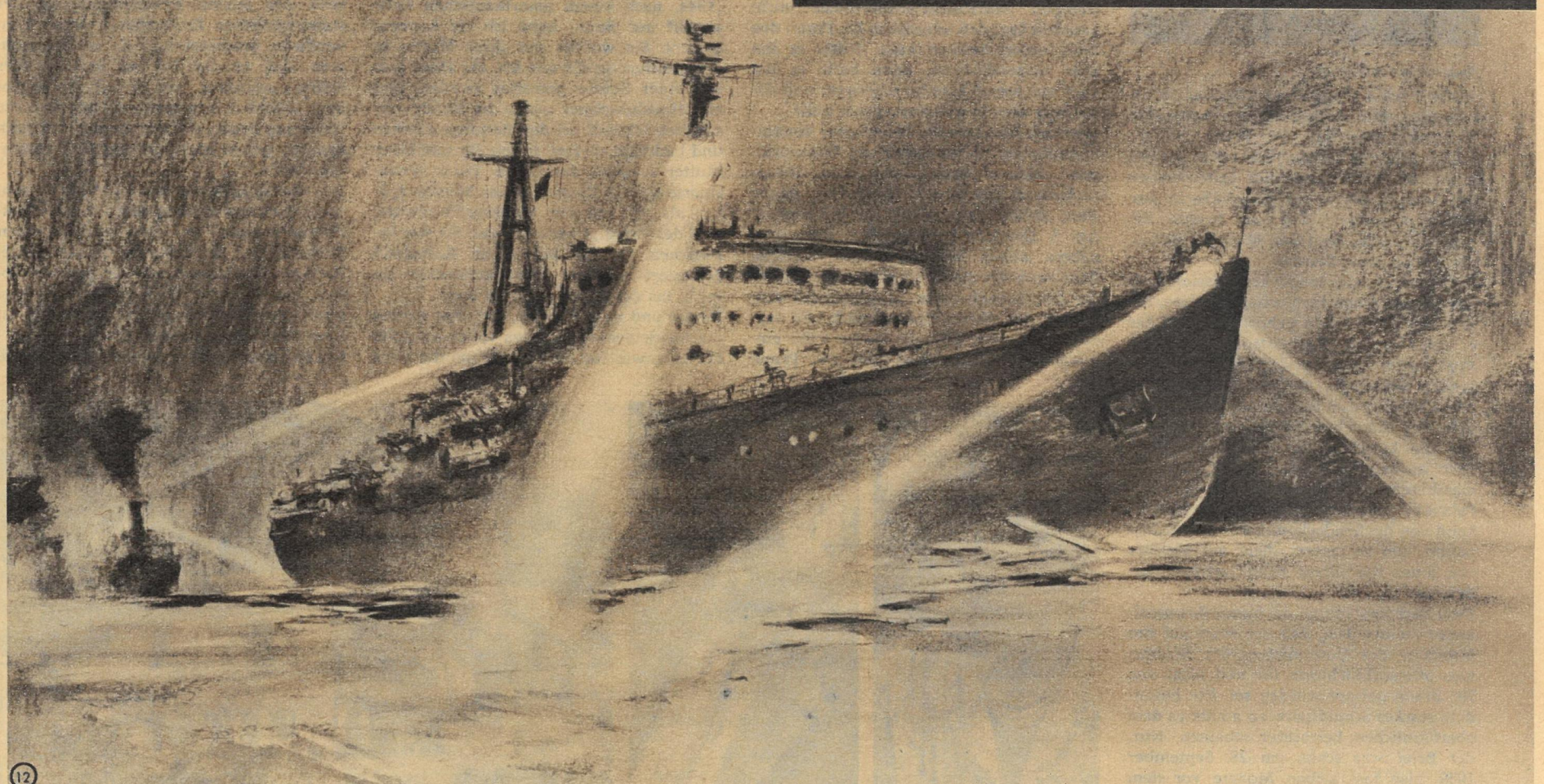
Lehnte im April 1960 Staatsanwalt Rueth auch noch die Erhebung der Mordanklage ab, so mußte die Kriminalpolizei allerdings die von dem Rechtsanwalt Dr. Kittel

Die Angeklagte während einer Verhandlungspause: Frühstück hinter Gittern

Unter Mordverdacht: Johannes Ferbach

Auch Wasser hat Balken ...

Adelheim Dietzel berichtet aus der Geschichte der Schiffahrt



(12)

Die Schiffahrtswege in den gemäßigten Zonen der Weltmeere sind ganzjährig befahrbar. Nicht so die arktischen und antarktischen Gewässer. Abgesehen von der ständigen Eisberggefahr, der man zwar mit Radargeräten heute erfolgreich begegnen kann, bleiben die Nordküsten des asiatischen und amerikanischen Festlands nur kurze Zeit eisfrei. Seit Jahrzehnten hat die Sowjetunion kräftige Eisbrecher eingesetzt, um ihre nördlichen Versorgungswege befahrbar zu halten. Berühmte Schiffe fanden sich unter diesen Flottillen. Wir erinnern uns an die „Krassin", den vor etwa dreißig Jahren stärksten Eisbrecher der Welt. Er rettete die Reste der Nobile-Luftschiffexpedition. Oder wir haben von der „Sedow" gehört, die mehr als zwei Jahre im Packeis driftete und der Wissenschaft wertvolle Ergebnisse vermittelte. Nachteilig wirkte sich bei dem hohen Kohleverbrauch der Eisbrecherflottillen ihr kurzer Aktionsradius aus. Hier wurde mit der Anwendung einer Atomkraftanlage ein völliger Wandel geschaffen. Bereits 1957 lief in Leningrad der erste Atomeisbrecher der Welt vom Stapel. Ein nach dem neuesten Stand sowjetischer Schiffbautechnik ausgerüstetes Fahrzeug, das bei seiner Größe von 16 000 Tonnen 50 000 PS entwickelt. Länger als ein Jahr kann dieser Riese, wenn die Kammern seines Reaktors mit „Brennstoff" beschickt sind, unterwegs sein. Inzwischen ist dieser Eisbrecher mit den verschiedensten Aufgaben in die ewigen Eisregionen geschickt worden und erfüllt auch gegenwärtig einen Forschungsauftrag: Eine neue sowjetische driftende Station wird von ihm ausgesetzt. „Unser Atomeisbrecher ‚Lenin' wird aber nicht nur das Eis der Ozeane brechen", sagte N. S. Chruschtschow, „sondern auch das Eis des kalten Krieges. Er wird den Weg zu den Köpfen und Herzen freilegen und sie aufrufen, das Wettrüsten der Staaten in den Wettstreit um die friedliche Nutzung der Atomenergie zum Wohle des Menschen zu verwandeln."

erstattete Mordanzeige bearbeiten. Es klingt wie ein Witz, aber tatsächlich wurde damit der wackere Kriminalobermeister Karl Rodatus betraut.

Billet d'amour – ein Traumschloß

Wie schon am Osterdienstag in der Pöckinger Villa, tat Rodatus in der Folge alles, um die Aufklärung des Mordes unmöglich zu machen. Er hintertrieb nicht nur eineinhalb Jahre lang alle gestellten Anträge auf Obduktion der Leichen; er setzte sich sogar mit der beschuldigten Vera Brühne in Verbindung, brachte die Akten in ihre elegante Münchener Appartementswohnung, erzählte ihr, daß sie des Mordes an Dr. Praun beschuldigt werde und was der Rechtsanwalt des Sohnes schon für Material gegen sie zusammengetragen habe. Ja, er empfahl ihr sogar, sich für alle Fälle ein Alibi für die Mordnacht zu besorgen, und ging ihr auch sonst mit allerlei guten Ratschlägen für einen erfolgreichen Nachweis ihrer Schuldlosigkeit zur Hand. Damit Frau Brühne, die den freundlichen Kriminalbeamten bald den „schönen Carlos" nannte, auch die gegen sie erhobenen Beschuldigungen in Ruhe studieren konnte, überließ ihr Rodatus die Akte sogar zwei Tage zur Einsichtnahme.

Doch dieses allzu intime Verhältnis der beiden kam eines Tages dem wachsamen Rechtsanwalt Kittel zu Ohren und brachte den ganzen Skandal zum Ausbruch.

Dr. Kittel leitete eine Dienstaufsichtsbeschwerde in die Wege, und der bei der Brühne aus und ein gehende Kriminalobermeister Rodatus mußte wohl oder übel von seinen Aufgaben suspendiert werden. Der Rechtsanwalt informierte die westdeutsche Illustrierte „Der Stern" über die skandalöse Behandlung des Falles. Nun, da die Öffentlichkeit Kenntnis hatte, ließ sich der Mord an Dr. Praun nicht mehr weiter vertuschen.

Am 28. September 1961 endlich holte man die Särge mit den Gebeinen Dr. Prauns und Elfriede Kloos auf dem kleinen Pöckinger Kirchhof wieder aus der Erde und überführte sie ins gerichtsmedizinische Institut der Münchener Universität.

Die Obduktion förderte alsbald aus der Schädeldecke Dr. Prauns jene zweite Pistolenkugel heraus, nach der Karl Rodatus so emsig in der Villa gesucht hatte. Die Sachverständigen stellten fest, daß diese Kugel als erste hinterrücks aus mehreren Metern Entfernung auf den Arzt abgefeuert worden war. Erst die zweite Kugel, in den Mund geschossen und am Hinterkopf eine Austrittswunde hinterlassend, war aus nächster Nähe abgegeben worden. Da sich ein Mensch nicht hinterrücks aus mehreren Metern Entfernung selbst erschießen kann, war also bewiesen, daß Dr. Praun ermordet worden war. Den zweiten Steckschuß hatte der Mörder wohl nur noch abgefeuert, um seine Tat zu vollenden.

Was immer an skandalöser Rechtsbeugung in diesem Fall von der bayerischen Polizei und der Staatsanwaltschaft geleistet worden war, alles wurde in den Schatten gestellt von dem, was nun an Ungesetzlichem folgte. War man bis dahin nur bemüht gewesen, aus Gründen, die noch zu untersuchen sind, den Pöckinger Doppelmord zu vertuschen, so mußten die Drahtzieher des Unternehmens sich jetzt der Mühe unterziehen, geeignete Mörder zu finden, denen man den Prozeß machen konnte, ohne Gefahr zu laufen, die Hintergründe des Verbrechens preisgeben zu müssen. Vergleichbar mit einer Chikagoer Gangsterbande, die einen perfekten Mord organisierte, trafen nun Polizei und Staatsanwaltschaft alle Vorbereitungen zu einem perfekten Justizmord.

Der Weg dazu war bereits vorgezeichnet von dem Sohn des Ermordeten, der zwei Tage nach dem Tode seines Vaters Anzeige wegen Mordes gegen Vera Brühne erstattet hatte. Die nun beginnenden, ausdrücklich als geheim bezeichneten Er-

drüssig, enterbte er die Dame seines Herzens notariell und war sie damit auch schon wieder los.

Jedenfalls behauptete das der Hausanwalt der Familie Praun, Dr. Kittel. Er sagte der Sonderkommission, daß Dr. Praun nicht weniger als vierzehn solcher Testamentsänderungen bei ihm hatte notariell beglaubigen lassen. Warum also sollte Praun nicht auch im Begriff gewesen sein, Vera Brühne zu enterben? Der Sohn hatte es ohnehin behauptet, und die Sonderkommission fand schnell eine weitere Zeugin, die liebend gern bereit war, solches vor Gericht zu beeiden. Es war Vera Brühnes unmittelbare Vorgängerin in der Testamentsliste, Frau Katja Hintze, die Schwiegermutter des Schlagerkomponisten Harald Böhmelt.

Frau Katja sagte bereitwillig und wohl auch, weil eine Frau solcher Kreise kaum neidlos ihrer Kontrahentin ein spanisches Lustschloß überlassen möchte:

war es eben an einem anderen Tag um den 1. April herum" und leistet auf seine Aussage den heiligen Eid. Der als Nebenkläger im Prozeß agierende Dr. Praun junior, der ja um Vaters Millionenschloß kämpft, bestreitet natürlich empört, den Zeugen Böhmelt bestochen zu haben.

Die Geliebte und der Mann aus Bonn

Das bezeichnendste Beispiel für die Untersuchungsmethoden der Sonderkommission aber war die Umwertung des berüchtigten „Blauen Briefes" in ein Beweismittel für die Mordabsichten der Vera Brühne.

Die bloße Existenz des maschinegeschrie-

...denn sie wissen, was sie tun

Fortsetzung von Seite 13

benen Briefes besagte zunächst gar nichts. Es mußte schon nachgewiesen werden, daß nicht der ermordete Dr. Praun ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode selbst getippt hatte, um einen tatsächlich existierenden Dr. Schmitz bei seiner Haushälterin einzuführen, sondern daß Vera Brühne ihn gefälscht hatte, um ihren Mordgehilfen in die Villa einzuschleusen.

Dafür standen der Sonderkommission zwei Schreibmaschinen zur Verfügung. Eine, die dem toten Dr. Praun gehörte und auf der er seine private Geschäftspost selbst getippt hatte, zweitens die Maschine eines jungen Studenten, der mehrere Jahre in der Wohnung der Brühne als Untermieter gewohnt und seiner Wirtin auch gelegentlich die Maschine zur Erledigung ihrer Post ausgeliehen hatte. Beide Schreibmaschinen, zufälligerweise vom gleichen Fabrikat: „Remington", wurden kurzerhand von der Sonderkommission beschlagnahmt, um zu untersuchen, auf welcher von ihnen der „Blaue Brief" getippt worden war.

Zwei Sachverständige des Bundeskriminalamtes stellten fest, daß der Brief auf der Maschine des Untermieters der Brühne, also offensichtlich von ihr und nicht von Dr. Praun getippt worden sei. Ein besonders starkes Schuldindiz, so mußte es dem oberflächlichen Betrachter scheinen. Nur, der Brief war schon am 28. September 1959, also fast sieben Monate vor dem Mord, getippt worden. Daran vermochten auch die Sachverständigen nicht zu rütteln, denn die Untersuchung der Schriftfarbe hatte ergeben, daß sie etwa ein halbes Jahr alt war.

Warum aber sollte Vera Brühne den Passierschein für den angeblichen Mörder schon ein halbes Jahr im voraus tippen, da sie noch nicht wissen konnte, daß Praun sie enterben würde. Außerdem wäre sie damit Gefahr gelaufen, daß die mißtrauische Haushälterin den als Dr. Schmitz getarnten Mörder gar nicht in die Pöckinger Villa eingelassen hätte.

Dieser Widerspruch wurde nie geklärt. Aber es gibt eine Erklärung dafür. Die so emsig um Beweismaterial gegen Vera Brühne bemühte Sonderkommission hatte den ihr so wichtigen Briefbeweis selbst gefälscht, auf ebenso raffinierte wie einfache Weise. Der Schrifttypensatz der Remington-Maschine des Dr. Praun wurde heimlich mit dem Typensatz der Remington-Maschine des Untermieters der Brühne ausgetauscht. Nur ein paar mechanische Handgriffe waren dazu notwendig. Polizei und Staatsanwaltschaft behaupteten zwar auch noch, die handgeschriebene Unterschrift „Otto", die sich unter dem Maschinentext befand, stamme nicht von dem Arzt, sondern sei von der Brühne gefälscht worden. Doch dafür gab es nicht den geringsten Beweis. Die Schriftsachverständigen bestritten einmal, daß an einem nur vier Buchstaben langen Namen die für einen Beweis notwendigen Fälschungsmerkmale erkennbar sind, zum anderen aber vertraten sie die Meinung, daß die wenigen Schrifturhebermerkmale nicht ausschließen, daß tatsächlich Dr. Praun den Brief unterschrieben habe. Hatte er ihn aber unterschrieben, dann hatte er ihn auch auf seiner Maschine getippt, und damit war sein Beweiswert gleich null!

Dennoch benutzte die Münchener Sonderkommission diesen mehr als fragwürdigen „Blauen Brief", um vom Untersuchungsrichter einen Haftbefehl gegen Vera Brühne ausgestellt zu bekommen. Am 3. Oktober 1961 erfolgte ihre Festnahme wegen Mordverdachtes. Genügte dazu noch der Brief, so mußte die Polizei für den Prozeß einen Mordgehilfen aufbieten, der, ihrer Theorie nach, als vermeintlicher Dr. Schmitz in die Villa eingeschleust worden war und Dr. Praun nebst Haushälterin am Gründonnerstag 1960, wie von der Sonderkommission ausgerechnet, erschossen hatte. Ohne diesen Helfershelfer war die ganze Mordanklage für die Katz.

Die Münchener Sonderkommission brauchte keine vierzehn Tage, um einen alten Bekannten der Brühne ausfindig zu machen, der stark verdächtig war, weil er von der Brühne einen alten Volkswagen gekauft hatte, den sie von Dr. Praun geschenkt bekam, als der sich einen „Mercedes" zulegte. Dieser Mann hieß Johannes Ferbach, war ein biederer Montageschlosser, achtundvierzig Jahre alt, und lebte in Bonn, wo auch Vera Brühne geboren war. Am 14. Oktober, elf Tage nach Vera Brühnes Verhaftung, wurde Ferbach festgenommen, ohne Haftbefehl zunächst, weil man ja nicht die geringste Handhabe gegen ihn hatte. Die Beamten, die ihn morgens aus dem Bett holten, wagten auch nicht, ihm den Grund der Festnahme zu sagen. Sie schwindelten ihm vor, er habe einen gestohlenen Volkswagen von einer Frau gekauft, die Chef einer internationalen Diebesbande sei. Um der Frau auf die Spur zu kommen, brauche man ein paar Angaben von ihm.

Ehrlich bemüht, der Polizei zu helfen, sagte Ferbach den Beamten, die ihn vernahmen, alles, was er über Vera Brühne wußte, woher und wie lange er sie kannte. „1944, nach einem amerikanischen Luftangriff auf Bonn, habe ich sie kennengelernt. Sie wohnte mit ihrer Mutter in der gleichen Straße wie ich. Ihr Haus war von einer Bombe getroffen worden, und alle Hausbewohner waren im Keller verschüttet. Ich half bei den Rettungsarbeiten und buddelte sie frei, rettete ihr und ihrer Mutter so quasi das Leben. Dafür revanchierte sie sich dann ein paar Monate später, als ich von der Wehrmacht türmte, weil der Krieg ja verloren war. Sie war inzwischen auf ein Schloß im Rheinland evakuiert worden. Dort versteckte sie mich, bis der Krieg zu Ende war."

Bieder und nicht ahnend, daß ihm daraus ein Strick gedreht werden sollte, erzählte Ferbach, was für eine tolle Frau die Vera Brühne war und wie er für sie geschwärmt habe.

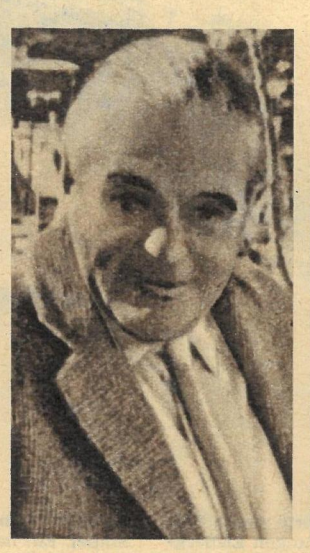
Genauso bieder fragte ihn darauf der Kriminalbeamte: „Na, Herr Ferbach, für solche Frau würden Sie doch gewiß durchs Feuer gehen, wenn sie Ihnen anbieten würde, na, sagen wir mal, Sie zu heiraten oder so was, und Ihnen in Aussicht stellen würde, auf einem herrlichen Schloß in Spanien mit ihr leben zu können. Ohne Sorgen, ohne je wieder arbeiten zu müssen."

Ferbach amüsierte sich nur über diese naive Fragerei. „Na, hören Sie. Würden Sie da etwa nein sagen, mit so 'ner Frau wie die Brühne, auf einem Schloß in Spanien... Ich bin ja schließlich kein Kostverächter. Ich fürchte nur, sie würde sich dazu ein paar andere Figuren aussuchen als uns."

Er lachte noch dazu, denn er wußte ja nicht, daß man ihm ein paar Monate später vor dem Schwurgericht vorhalten würde, er habe bei der Polizei zugegeben, der Vera Brühne hörig zu sein, und gesagt, für sie täte er alles, falls sie ihn heiraten und mit ihm nach Spanien gehen würde.

Johannes Ferbach wurde nicht einmal stutzig, als der Beamte ihn fragte: „Was haben Sie eigentlich am 14. April vergangenen Jahres gemacht, Herr Ferbach?" Wie hunderttausend andere Menschen, die aus heiterem Himmel danach gefragt werden, was sie an irgendeinem x-beliebigen, anderthalb Jahre zurückliegenden Tag gemacht haben, sagte auch Ferbach achselzuckend: „Keine Ahnung, Herr Kommissar, wie soll ich das heute noch wissen. Müßt' ich mal 'n paar Kumpel fragen, ob ich vielleicht mit denen Skat gespielt habe..."

Die Opfer: Elfriede Kloo und Dr. Otto Praun



Begehrtes Objekt: Der Millionenbesitz des Armendoktors

„Saubere" Reporter

Johannes Ferbach kam aber nicht mehr dazu, seine alten Kumpel zu fragen, ob er an dem Tage, an dem Dr. Praun und Elfriede Kloo am Starnberger See erschossen wurden, zufälligerweise in seinem Stammlokal Skat gespielt habe; ihm wurde am Schluß dieser mehrstündigen Vernehmung eröffnet, daß er wegen Beihilfe zum Mord festgenommen sei. In der Begründung des Haftbefehls hieß es dazu: „Der Beschuldigte gab selbst zu, daß er bereit wäre, für die Brühne alles zu tun, was sie von ihm verlange, wenn sie ihm nur verspräche, ihn zu heiraten und ihn mit nach Spanien zu nehmen. Er ist auch nicht in der Lage, für die Tatnacht ein Alibi nachzuweisen. Der Beschuldigten ist er ohnehin menschlich zutiefst verpflichtet, weil sie ihn während des letzten Kriegsjahres vor der standrechtlichen Erschießung wegen Fahnenflucht geschützt hat. Es ist anzunehmen, daß er die Tat im Auftrage der Brühne ausführte, weil er sich ihr gegenüber dankbar erweisen wollte und die Hoffnung hegte, sie würde mit ihm nach Spanien gehen und dort mit ihm zusammen leben."

Das überzeugendste Indiz für die Beteiligung Ferbachs an dem Mord sah die Sonderkommission in der willkommenen Tatsache, daß der Festgenommene ein gebürtiger Rheinländer war. In dem ominösen „Blauen Brief" hieß es doch so passend: „Der Überbringer dieses Briefes ist Herr Dr. Schmitz aus dem Rheinland..."

Die Begründung, weshalb er verhaftet sei, löste bei Ferbach nur das berühmte Antippen des Zeigefingers an die Stirn aus. Sein Denken, seine Phantasie waren zu unkompliziert, um sich ausmalen zu können, welch hinterhältigen Plan man für ihn schon ausgeheckt hatte, um ihn des Doppelmordes überführen zu können. Er glaubte noch an einen Irrtum, an eine Personenverwechselung, die sich aufklären würde, wenn man ihn der Brühne und den vielen Belastungszeugen gegenüberstellte, über die die Polizei angeblich verfügte, wie man ihm erzählte.

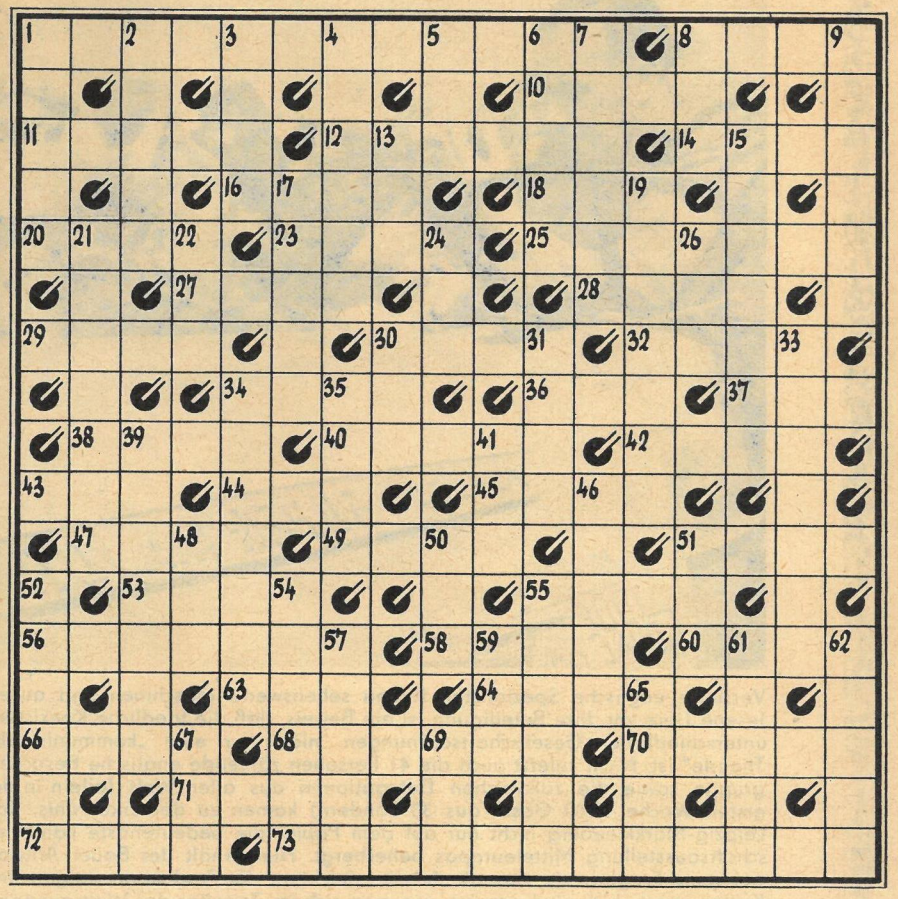
Doch Ferbach wurde bis zum Prozeß nicht wieder vernommen und weder Vera Brühne noch irgendeinem Belastungszeugen gegenübergestellt. Um Ferbachs Verurteilung wegen Doppelmordes vorzubereiten, bediente sich die Sonderkommission einer erfolgversprechenden, in Konzentrationslagern und Vernehmungskellern der Nazijustiz der Gestapo praktizierten Methode.

Dazu ließ man sich zunächst aber noch Zeit. Johannes Ferbach war ohnehin nur eine Nebenfigur des Dramas, das hier inszeniert wurde. Hauptperson des Justizschauspiels war ja die Brühne, ihr mußte erst mal die Tat nachgewiesen werden. Die zusammengetragenen Indizien hatten wohl für den Erlaß eines Haftbefehls genügt, reichten aber nicht aus, um sie in einem öffentlichen Prozeß wegen Mordes verurteilen zu können, darüber waren sich die Beamten der Sonderkommission durchaus im klaren.

Ein Geständnis brauchten sie! Von der Brühne war nicht zu erwarten, daß sie es ablegen würde, also mußte man einen Dreh finden, um der Öffentlichkeit glaubhaft zu machen, daß Vera Brühne die Mörderin sei.

Ein teuflischer Plan wurde ausgeheckt. Vera Brühne besaß eine einundzwanzigjährige Tochter, Sylvia Cossy, die den Namen des ersten Mannes ihrer Mutter, des Münchener Schauspielers Hans Cossy, trug. Diese Einundzwanzigjährige war das getreue Abbild der Mutter. Schön, verdorben, lebenshungrig, gierig nach Reichtum und Abenteuern, aufgewachsen in dem gleichen dekadenten Milieu der oberen Zehntausend. Doch seit der Festnahme der Mutter fehlte es ihr an den notwendigen Einnahmen, um den gewohnten Lebenswandel weiterführen zu können.

Fortsetzung folgt



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Bühnenwerk von Georg Kaiser, 8. Schlaginstrument, 10. peruanisches Herrschergeschlecht, 11. brachliegendes Grasland, 12. Sportart, 14. Singvogel, 16. männlicher Vorname, 18. Windschatten, 20. englische Hochschulstadt, 23. Halbedelstein, 25. inneres Herzblatt, 27. weiblicher Vorname, 28. Schwung, 29. deutscher Schriftsteller („Der Junge aus dem Hinterhaus"), 30. undichte Stelle, 32. tierische Verteidigungsart, 34. südafrikanisches Liliengewächs, 36. Anrecht (Kurzwort), 37. Höhenrücken des Weserberglandes, 38. Bestandteil des Tees, 40. Gefäß, 42. Anfang, Spitze, 43. polnische Halbinsel, 44. Getränk, 45. Salzlösung, 47. Teil des Weinstockes, 49. dünner Zweig, 51. Ackerunkraut, 53. Autor des Romans „Der Untertan", 55. Behältnis, 56. deutscher Mathematiker (1796–1863), 58. Vorschlag, Richtlinie, 60. Kopfschutz, 63. Gestalt aus „Die Meistersinger von Nürnberg", 64. Land in Ostarabien, 66. Sowjetbürger, 68. Stadt in Mittelitalien, 70. Auszeichnung, 71. Zeitgeschmack, 72. sowjetische Nachrichtenagentur, 73. Gegensätzlichkeit, Gegnerschaft.

Senkrecht: 1. Vorraum, 2. Muse der Liebesdichtung, 3. Truthenne, 4. Erdteil, 5. Strom in der Sowjetunion, 6. Riemenwerk der Zugtiere, 7. Nebenfluß der Volme im Sauerland, 8. Brennstoff, 9. geometrischer Begriff, 13. Mädchenname, 15. Titel eines Romans von Anna Seghers, 17. Stadt in der Belorussischen SSR, 19. Postangestellter, 21. Kulturstätte, 22. Strom in Afrika, 24. norwegischer Schriftsteller (1833–1908), 26. Hafenmauer, 30. Männername, 31. Gewichtsverlust, Schwund, 33. Stadt im Bezirk Magdeburg, 34. Teil einer Funkanlage, 35. Musikwerk, 39. Grundbestandteil, Grundstoff, 41. germanische Sagengestalt, 46. Industriestadt im Bezirk Halle, 48. Meeresbucht, 50. Hinweis, 51. Waldtier, 52. neue Stadt an den Osthängen des mittleren Ural, 54. Staat im Westen der USA, 55. Gestalt aus „Die Zauberflöte", 57. Grünfläche, 59. Anteilschein, 61. alte Bezeichnung für Schwiegersohn, 62. Fehlbetrag, 65. Titelgestalt eines Buches von Ludwig Renn, 67. nordwestdeutscher Fluß, 69. Gebirge auf Kreta.

SILBENRÄTSEL

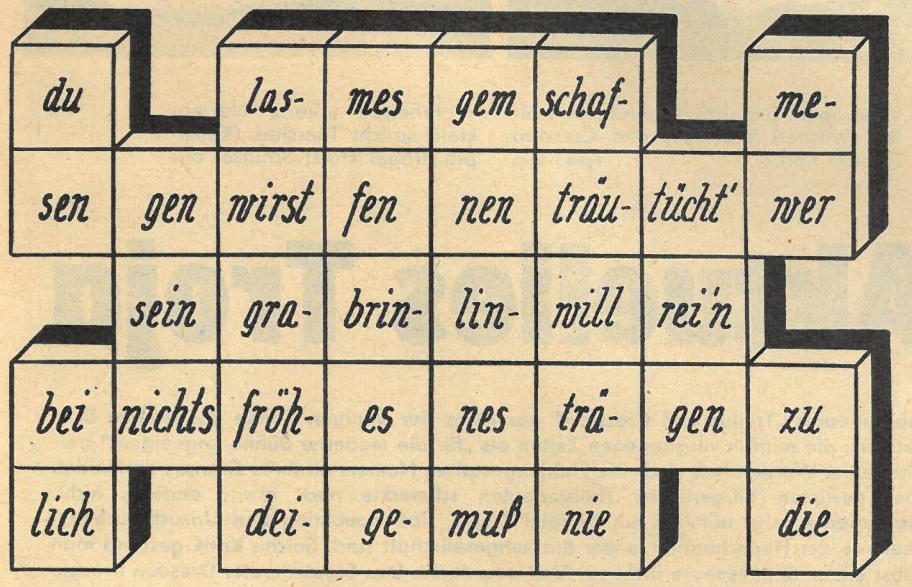
ar ar as bank bar ber bi biß bun che che chel chi chi cu den di diet dir dra dreh drei e e e ech eig ein ein en en er er er eth ey fen field flie fleu ga ge ger gra haus i i im in is ke king knecht kra lan laub li lieb ling lot me me mi mi mo na na na nai nach nan nau ne neh nen nen nes nis nis no no non phie pre re rha ri rich rif rin rir ro ro rop ru rung rung sa sen sens si si sit ta tags tekt ten ter ter ter teu ther tik to trag treib u um un ve wa wa wand wer witz ze zehn zin

Es sind fünfundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Marie Majerová ergeben. (ü = ue.)

1. handballtechnischer Begriff, 2. Entgegnung, 3. sowjetische Neuerin (persönliche Maschinenpflege), 4. weibliches Bühnenfach, 5. Teil einer elektrischen Anlage, 6. Völkerkunde, 7. kleine Mahlzeit, 8. Hauptstadt von Kenia (Ostafrika), 9. Genehmigung, 10. Fußpunkt des Himmels, 11. Erstaufführung, 12. Ritter der Artusrunde, 13. Wissenschaftler der DDR, 14. Teil eines Gärtnereibetriebes, 15. Ostseebad, 16. Krankheit, 17. Landzunge, 18. sagenhaftes Tier, 19. isländische Währungseinheit, 20. Nutzpflanze, 21. mittelenglische Stadt, 22. landwirtschaftlicher Nutzen, 23. Mitbegründer der KPD (1871 bis 1919), 24. Preissatz, 25. internationale Blumenspendenvermittlung, 26. Platinmetall, 27. chinesische Provinzhauptstadt, 28. Metallbearbeitungsmaschine, 29. kurzlebiges Insekt, 30. Schiffahrtskunde, 31. deutscher Chemiker (1811–1899), 32. Käferlarve, 33. deutsche Naturforscherin (1821–1891), 34. luxemburgische Stadt an der Sauer, 35. Geräte, Hilfsmittel, 36. germanischer Stamm, 37. Sprengstoff, 38. Meßgerät, 39. Arzneipflanze, 40. Bewohnerin einer Volksrepublik, 41. außergewöhnliches Geschehen, 42. Stadt an der Mosel, 43. klassischer rumänischer Dichter (1850–1889), 44. Beruf, 45. Unsinn, törichtes Gerede.

1. ..... 16. ..... 31. .....
2. ..... 17. ..... 32. .....
3. ..... 18. ..... 33. .....
4. ..... 19. ..... 34. .....
5. ..... 20. ..... 35. .....
6. ..... 21. ..... 36. .....
7. ..... 22. ..... 37. .....
8. ..... 23. ..... 38. .....
9. ..... 24. ..... 39. .....
0. ..... 25. ..... 40. .....
11. ..... 26. ..... 41. .....
12. ..... 27. ..... 42. .....
13. ..... 28. ..... 43. .....
14. ..... 29. ..... 44. .....
15. ..... 30. ..... 45. .....

RÖSSELSPRUNG



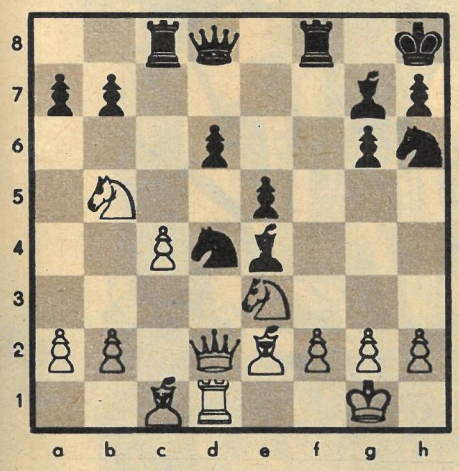
Die Lösung ergibt einen Spruch von Theodor Fontane.

LÖSUNG AUS NUMMER 28

Kreuzgitter. Waagerecht: Lotos (55), Witim (30), Amati (32), Arosa (67), Aldan (56), Strom (31), Galan (72), Artek (37), Salpeter (45), Adonis (36), Olean (71), Tula (34), Anapa (22), Eta (35), Ero (49), Ferien (54), Lenin (1), Doge (47), Engel (27), Neuerer (33), Omi (10), Agave (15), Eli (76), Respekt (25), Nukus (44), Adel (23), Aitos (13), Tertia (65), Reh (4), Moa (2), Pasta (52), Rage (18), Riese (24), Karibe (50), Tarantel (51), Liane (42), Arkal (20), Bohne (21), Lenau (74), Onega (40), Ghana (68), Masan (39), Tasse (38). – Senkrecht: Lasso (9), Tarle (82), Samen (84), Woge (8), Isartal (77), Tal (79), Mandarinen (61), Adana (73), Marinade (46), Antsa (75), Iskra (69), Talje (80), Oparin (59), Aalen (78), Pegel (6), Ene (28), One (60), Flora (58), Reise (11), Egge (7), Erato (14), Orest (63), Erika (57), Latierbaum (17), Unke (16), Medea (29), Platanen (81), Kar (5), Uta (62), Urbino (53), Thaer (12), Smetana (26), Ibsen (66), Pflug (64), Skala (70), Arena (83), Rabat (48), Ethos (43), Eleve (3), Alen (41), Kos (19).

. . . bis zum bitteren Matt!

Der dreiundzwanzigjährige Berliner Hans-Joachim Hecht gewann das 7. westdeutsche Kandidatenturnier in Bad Pyrmont mit 11 Punkten aus 13 Partien überlegen vor Bialas (9½), Mohrlock und Bachmann (je 9). In seiner Partie gegen den Badenser Heim war, nachdem Weiß eine Art Vorgabe-Eröffnung gespielt hatte, mit dem 14. Zuge des Schwarzen (Lf5–e4) folgende Stellung entstanden:



Heim–Hecht

Der Turniersieger zeigt im weiteren Spielverlauf ein ausgezeichnetes Kombinationsvermögen: 15. **Ld3 Lc6** 16. **Sd4: ed4:** 17. **Sd5 Ld5:** 18. **cd5: Sg4** 19. **Tf1 Dh4** (Es geht los!) 20. **h3 Lh6** 21. **Db4?** (Wohl der entscheidende Fehler; es mußte 21. De2! geschehen.) 21. . . . **Sf2:!** (21. . . . Tc1!? kam ebenfalls in Betracht, ist jedoch unklar wegen 22. Tac1:! Nicht spielbar ist natürlich 22. Dd4:†? wegen 22. . . . Lg7! 23. Dg4: Df2:† 24. Kh1 Df1:† 25. Lf1: T8f1:† 26. Kh2 Le5† 27. g3 Tf2 matt.) 22. **Lh6: Tf3!!** (Ein riesenstarker Zug, der nicht einfach zu finden war.) 23. **Le4?** (Weiß glaubt den Läufer nach g2 dazwischen ziehen zu können. Es mußte 23. Tf2: Df2:† 24. Kh1 Td3: 25. Dd6: [Droht De5† und Dg7 matt!] 25. . . . Tc8 26. Tc1 versucht werden, doch wird Schwarz nach 26. . . . Tde3! wohl trotzdem gewinnen.) 23. . . . **Sh3:†** 24. **gh3: Dg3†** 25. **Kh1 Dh3:†** 26. **Kg1 Dg4†!** (Natürlich!) 27. **Kh1 Th3 matt!**

Täglich etwas für die Gesundheit tun,
schlank und leistungsfähig bleiben, durch eine Haustrinkkur mit dem

HUBERTUSBADER QUELLSALZ

Die Trinkkur für den vorbeugenden Gesundheitsschutz, nach der man sich wohl fühlt.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

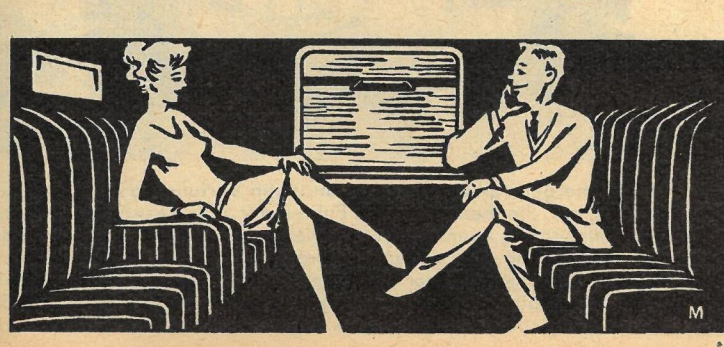
VEB (K) DRULA Quedlinburg

Pohli-KOSMETIK IN DEN FERIEN

Rasche und gleichmäßige Bräunung erreichen Sie durch

POHLI-NUSS-ÖL und **POHLI-SONNENFILTER-ÖL**

sie verhindern Sonnenbrand



PLATZKARTEN FÜR IHRE REISE
Ihr gesicherter Sitzplatz . . . .

Verkuppelt, um sich zu betrügen. Troilus (Wilfried Weschke) und Cressida (Ursula Körbs) *Fotos S. Huth*

Wahrheiten unterm Narrenkleid spricht Thersites (Kunstpreisträger Horst Schulze) aus

Aktuelles Troja

Shakespeares „Troilus und Cressida" war eines der wenigen Stücke des großen Dramatikers, die man in vergangenen Zeiten als „für die moderne Bühne ungeeignet" beiseite legte. Wurden hier doch die Heldengestalten Homers all ihres Glanzes entkleidet. Aber gewissen bürgerlichen Theaterleuten schmeckte noch etwas anderes nicht. Shakespeare zeigt nämlich am Beispiel Trojas, daß Raubkrieg und Unzucht Lebenselemente der Herrschenden in der Klassengesellschaft sind. Solche Kritik gestand man selbst einem Shakespeare nicht zu. Also weg damit. Das Staatstheater Dresden brachte Ende der abgelaufenen Spielzeit unter der Regie von Nationalpreisträger Hannes Fischer „Troilus und Cressida" in einer gelungenen Neuübersetzung heraus. Der Erfolg bewies – dies Stück gehört seiner brennenden Aktualität wegen auf unsere Bühnen.

Der Kuppler Pandarus (Hans Kießler), die Buhle Helena (Thea Elster) und der wollüstige Paris (Helmut Straßburger) – ein feines Kleeblatt aus der herrschenden Schicht

Versierte englische Spezialisten führen sehenswerte Maschinen und auserlesene Tiere vor. Ihre Beteiligung ist ein Beweis, daß die friedliche Koexistenz unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen nicht nur eine „kommunistische Theorie" ist. Nicht zuletzt auch die 41 Personen zählende englische Besuchergruppe sowie die zahlreichen Delegationen aus aller Welt (allein in der ersten Woche 1 500 Gäste aus 33 Ländern) kamen zu der Erkenntnis, daß Leipzig-Markkleeberg nicht nur auf dem Papier die bedeutendste Landwirtschaftsausstellung Mitteleuropas beherbergt. Hier erhält der Bauer Antwort auf seine Fragen: wie man die Arbeit erleichtert, die Produktion steigert und Kosten spart; hier wird gezeigt, wie man sich im Zeitalter der Weltraumfahrt zum landwirtschaftlichen Großbetrieb entwickelt – zum Nutzen der Bauern.

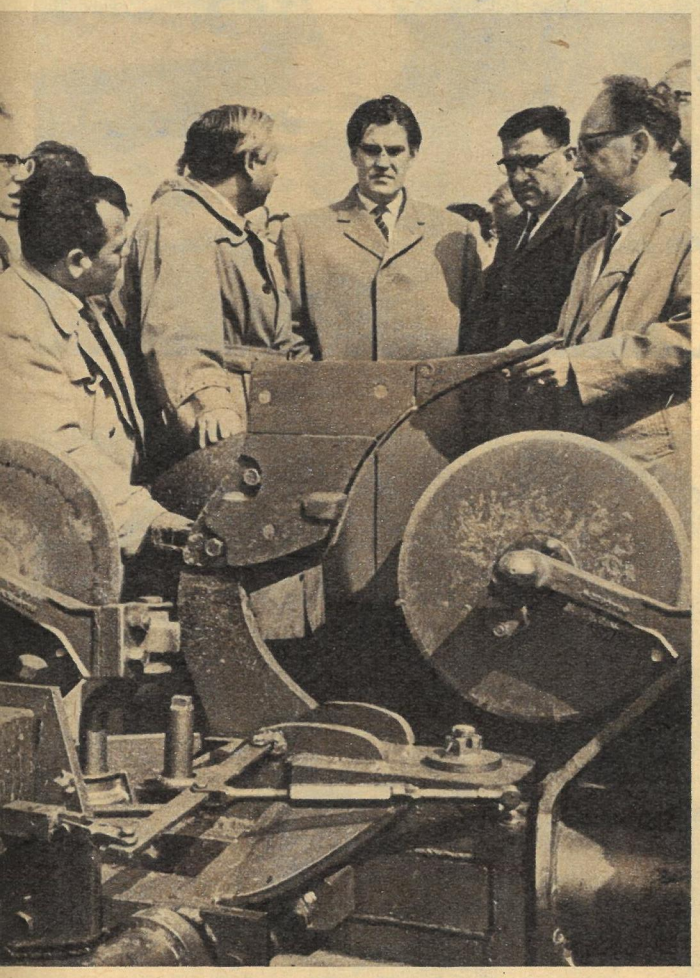
Die Technik von morgen rollte zu einer einmaligen Vorführung aus dem Ausstellungsgelände auf die benachbarten Felder der LPG „Rosa Luxemburg". In diesem Zusammenhang könnte man nachweisen, daß Papier doch geduldig ist, denn die Bezeichnung „Ausstellung" charakterisiert Markkleeberg eigentlich falsch. Sind doch hier in einer imposanten Lehrschau die besten Erfahrungen von Wissenschaft und Praxis zu einer Demonstration vereinigt, die die Richtigkeit der sozialistischen Agrarpolitik am praktischen Beispiel beweist.

Gestern noch Papier

„Unsere Genossenschaftsbauern sehen hier, was sie im nächsten Jahr kaufen können", erklärte Minister Reichelt. Und unter den Maschinen im Werte von 320 Millionen DM werden sich eine ganze Reihe befinden, die zum VII. Deutschen Bauernkongreß noch auf dem „Wunschzettel" standen, wie der neue allradgetriebene LKW aus Werdau. Die Durchfahrt eines geräumten Erdsilos bewältigte er mit 7,5 Tonnen Last ebenso spielend wie einen frisch hergerichteten Rübenacker. Doch auch die Anhängegeräte wurden kritisch begutachtet, wie hier die Qualität der Pflugfurche des hydraulisch betätigten Pfluges B 187.

Fotos E. Buschmann / Text D. Scheffler

Papier sei geduldig, behauptet ein altes Sprichwort. Mag sein, wenigstens solange darauf Fixiertes unbeachtet bleibt, klugen Hirnen Entsprungenes durch menschliche Schöpferkraft nicht realisiert wird. Die Volksweisheit vom geduldigen Papier trifft überall dort zu, wo mangelndes Verantwortungsgefühl und fehlende Energie die Dinge im Sande verlaufen lassen. Was menschliche Schöpferkraft zum Nutzen der Allgemeinheit vermag, beweist die 10. Deutsche Landwirtschaftsausstellung in Leipzig-Markkleeberg. Vor wenigen Monaten, auf dem VII. Deutschen Bauernkongreß, forderten die Delegierten zum Beispiel eine neue energetische Basis für die sozialistischen landwirtschaftlichen Großbetriebe. In Markkleeberg sind die ersten Resultate zu sehen. Genauso blieb die erstmalige Beteiligung Großbritanniens nicht auf dem Papier stehen. Bonns Gezeter und Lemmer-Kumpan Thediecks Verleumdungen konnten die Engländer nicht daran hindern, dieses Lexikon der Landwirtschaft zu bereichern.



Nicht nur auf dem Papier steht in den sozialistischen Staaten die enge Verbundenheit zwischen der Regierung und den Werktätigen. Unser Minister für Landwirtschaft, Erfassung und Forstwirtschaft, Hans Reichelt, begab sich ebenfalls auf die Felder der Markkleeberger LPG, um dort die Neuentwicklungen und Entwicklungsmuster aus Ungarn Polen, Großbritannien und der DDR beim Einsatz in Augenschein zu nehmen und die Meinung der Praktiker zu hören.

Erste Auswirkungen der Moskauer Beratungen des Rates der gegenseitigen Wirtschaftshilfe waren gleichfalls zu sehen. Der ungarische Allradschlepper D4K stellte sich mit einem 80-PS-Motor aus der DDR vor (unten). Aus zwei mach eins, und man hat den idealen Allradtraktor. Zwei Elementtraktoren vom Typ RS 14/46 wurden zu einem Tandemtraktor (oben). Die Leistung liegt bei 92 PS. Eine Verbesserung der energetischen Basis unserer Landwirtschaft stellen auch der mit einem 60-PS-Motor ausgerüstete „Famulus Super" und der jetzt 25 PS starke Geräteträger RS 09 dar. Gestern Papier – heute Fakten.

Paris: Kalter Krieger unerwünscht

Faule Eier und Tomaten gehören nicht in das Empfangsprotokoll eines Staatsbesuches. Die Pariser Bevölkerung kümmerte das nicht und bedachte den provokatorischen Besuch Adenauers mit eigener Würdigung. Sie dachte dabei an die 200 000 ihrer besten Söhne und Töchter, die in Bonn noch amtierende Naziblutrichter unter den Strang führten. Das Volk wünscht keine „Politische Union" mit den westdeutschen Militaristen.

Fotos: Zentralbild (5), „SU heute" (2)

Leopoldville: Lebt Gizenga noch?

Nach der Aufhebung der parlamentarischen Immunität verstärkt sich täglich die Bedrohung des auf der Insel Bolabemba eingekerkerten kongolesischen Patrioten Antoine Gizenga. Premier Adoula weigert sich, Auskünfte über das Befinden zu geben und seine Verteidiger einreisen zu lassen.

New York: Friedenskämpfer ungebeugt

Zu dem breiten Strom der amerikanischen Friedenskämpfer gehört auch die Gruppe des Ausschusses für gewaltlose Aktionen. Sie stellte sich die Aufgabe, in Friedensdemonstrationen viele Anhänger gegen die gefährlichen Atombombentests im Pazifik zu sammeln.

Hradec Kralove: Für Zuckerfabriken

liefert der Maschinenbaubetrieb „Siegreicher Februar" komplette Ausrüstungen. Zu den zufriedenen Kunden gehören die Sowjetunion, Finnland, Indien und Uruguay. Die hohe Qualität der komplizierten Anlagen bringt dem Betrieb ständig neue Exportaufträge, vor allem aus den befreiten Nationalstaaten.

Saigon: Zwangssiedlungen

Der von den USA-Truppen und den Söldnern Ngo Dinh Diems vor mehr als 200 Tagen verhängte Ausnahmezustand hat ganze Teile Südvietnams in ein Gefängnis verwandelt. An der Grenze zur Demokratischen Republik Vietnam gleichen die Dörfer Zwangssiedlungen und Konzentrationslagern. Damit hofft die volksfeindliche Diem-Clique die immer breiter werdende Partisanenbewegung in Südvietnam zersplittern zu können.

Moskau: Speiseröhren aus der Retorte

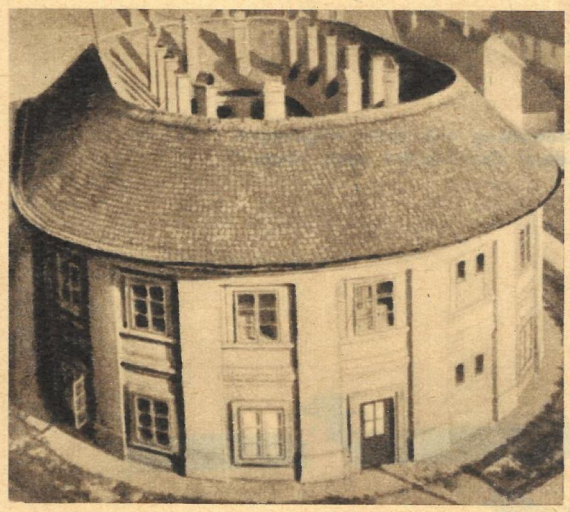
Vor drei Jahren ersetzte Tamara Durowa vom Moskauer Wischnewski-Institut für Chirurgie bei dem Versuchshund Kara (ganz rechts) einen Teil der Speiseröhre durch Kunststoff. Kara fühlt sich seitdem ausgezeichnet. Ein Leningrader Betrieb hat inzwischen die Produktion von Speiseröhren und Blutgefäßen aus dem Plaststoff „Labsan" aufgenommen.

ZEIT IM BILD

An der Wiege der ungarischen Industrie

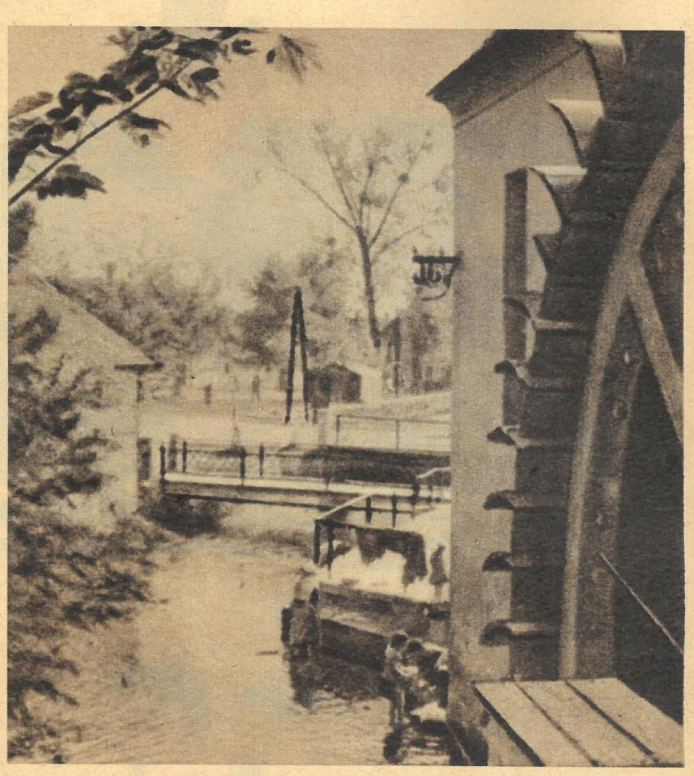
1770 errichtete der Schlossermeister Henrik Fazola aus Eger in der Provinzstadt Ómassa den ersten Hochofen Ungarns. Später baute sein Sohn in Ujmassa ein Eisenhammerwerk und den zweiten Hochofen, der 1953 von den Arbeitern des in der Nähe liegenden großen Schwerindustriezentrums Diósgyör unter Leitung von Fachleuten für Denkmalschutz restauriert wurde. Als Industriedenkmal führt er jetzt ein beschauliches Dasein.

Jedes Land ist stolz auf das Erbe seiner Geschichte, auf baukünstlerische, historische und industrielle Denkmäler. So auch die Volksrepublik Ungarn. Leider vernichtete hier die 160 Jahre währende Türkenherrschaft unschätzbare Werte auf diesem Gebiet. Der zweite Weltkrieg tat ein übriges, aber der geringe Bestand wird sorgfältig gepflegt. Deutlich lassen die oft primitiven Denkmäler der Industrie vergangener Jahrhunderte den hohen Stand der heutigen modernen Technik erkennen.



Fazola war nicht nur der Erbauer des ersten ungarischen Hochofens, sondern auch ein bekannter Kunstschmied. Die beiden schmiedeeisernen Tore des Komitatshauses in Eger (links) sind Werke des Meisters. Ein sehenswerter historischer Betrieb Ungarns ist die ehemalige Blaufärberei in Pápa (rechts oben). Die Trockenvorrichtung mit Trockendach steht noch heute auf ihrem Hof, als hätten die Arbeiter sie eben erst verlassen. Zwischen alten Häusern und modernen Wohnblocks in Óbuda nimmt sich die kreisförmig gebaute ehemalige Seidenwicklerei (rechts unten) seltsam aus. Bereits im Jahre 1785 erbaut, gehört dieses eigenartige Gebäude zu den ältesten Fabriken dieser Stadt.

Fotos Archiv



Die Cifra-Mühle ist das älteste Industriegebäude des malerischen Tatatóváros. Die Jahreszahl 1753 auf einer Holzsäule verrät das Jahr ihres Umbaues. Wann sie wirklich erbaut wurde, ist nicht mehr festzustellen. Aber ein farbiges Bild der alten Wassermühle, das im Wiener Archiv noch vorhanden ist, beweist, daß sie schon um das Jahr 1587 stand.

Die Windmühle von Doroszma, eine der zahlreichen 100- bis 200-jährigen Mühlen Ungarns, von denen viele noch in Betrieb sind. Genau wie andere Denkmäler werden sie renoviert und vom Staat durch das Gesetz geschützt.

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt

Strand

~~Land~~ in Sicht

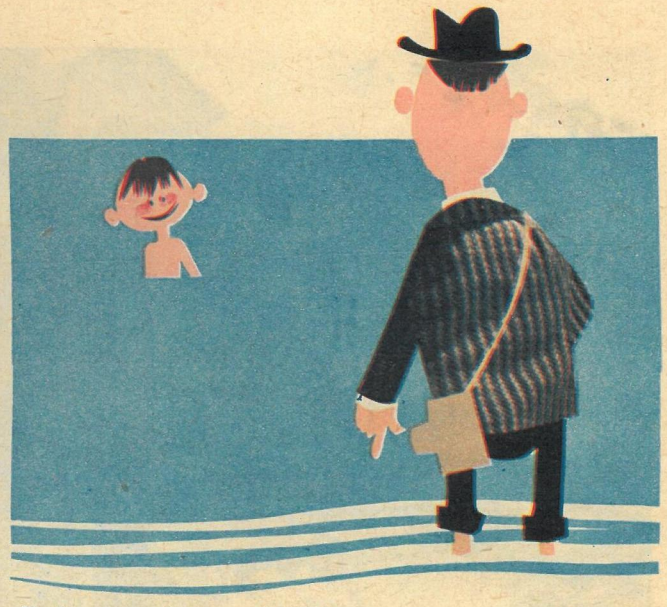
meldet unser

Zeichner

Theo Immisch

„Hoffentlich kommt keiner aus dem Betrieb! Beim NAW-Einsatz schiebst du doch immer deinen Blutdruck vor!"

„Das ist nun schon der fünfte! Wie kann man nur in diesem Alter schon so vergeßlich sein!"



„Du kommst sofort aus dem Wasser, Peter, oder soll ich dich holen?!"

„Es geht eben doch nichts über Erholung in gesunder, reiner Seeluft!"

„Hast du deinen Badeanzug nicht bald angezogen, wie lange soll ich denn den Mantel noch halten?"

„Er sagt, im Urlaub ist jede Minute kostbar."

„Jetzt habe ich doch tatsächlich den Badeanzug im Hotel gelassen."